

Arbeits- und Industriesoziologie. Ende der Debatte heißt nicht Ende der Krise¹

Zusammenfassung:

Der vorliegende Beitrag knüpft an M. R. Lepsius Vorschlag an, die Soziologie insgesamt als „institutionalisierte Dauerkrise“ zu betrachten und empfiehlt vor dem Hintergrund dieser Überlegung, die Debatte um die Krise der Industriesoziologie, die die Profession inzwischen für beendet erklärt hat, sehr ernst zu nehmen. H. Minssens Verweis auf deren erfolgreiche Institutionalisierung und auf Veränderungen in ihrem Gegenstandsbereich reicht nicht aus, um die Krisendiskussion als gegenstandslos zu erklären. In ihr kommen allgemeine Probleme einer bedenklich geringen Resonanz der Soziologie zum Ausdruck. Diese aber haben zu tun mit einzeldisziplinärer Selbstzufriedenheit, die den Zwang zu interdisziplinärer Forschung ebenso verkennt wie die Vorzüge problemnaher praxisorientierter Forschung. Beides erfordert aber eine doppelte Professionalität. Neben dem systematischeren Rückbezug der spezialisierten Fachdisziplin – im Rahmen praxisnaher, interdisziplinärer Forschung – auf den allgemeinen Diskurs innerhalb der Soziologie bedarf es auch der Entfaltung einer zweiten Professionalität zur je konkreten Fallbehandlung im Umgang mit den Akteuren der Alltagspraxis. Und nur die ermöglicht es, die handeln den individuellen (Arbeits)subjekte als die wirklichen Akteure gesellschaftlicher Veränderung ernst genug zu nehmen. Nur so kann an dem von R. M. Lepsius gezeichneten Bild einer Profession zwischen „selbstgefälligem“ und „routinisiertem“ Betrieb, ohne Kraft zu „Begriffskontinuität“ und „Begriffsentwicklung“ und zwischen „Freiheit“ und „Beliebigkeit“ sowie ohne systematischen Bezug zu den gesellschaftspolitischen Diskursen in Zeiten tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche mit der Aussicht darauf gearbeitet werden, einer Funktionszuweisung an das Fach gerecht zu werden, wie sie H. Plessner einmal umrissen hat, nämlich „Ferment der Kritik“ und „Werkzeug der Freiheit“ in einer offenen Gesellschaft zu sein.

1. Einleitung

Der Politologe F. Walter hat unlängst eine Krise der Soziologie konstatiert. Sie komme darin zum Ausdruck, dass sie zu den gesellschaftlichen Debatten über die Krise unserer Gesellschaft wenig beizutragen habe. Wesentlich erklärt er dies mit dem „sprachlichen Barbarismus“ der Sozialwissenschaften (Walter 2006). Ich würde behaupten, dass diese These zu kurz greift, denn die Ursachen dafür dürften vielfach tiefer liegen – und unter anderem sicher auch an den Eigenlogiken, aus denen her-

¹ Ich danke G. Peter für kritische Hinweise und Anregungen zu diesem Text. Mögliche Kritik an dessen hier vorliegender Fassung ist aber selbstredend allein mir als Autor zuzurechnen.

aus die Akteure der „vierten Gewalt“ die Bilder einer medial vermittelten Wirklichkeit schaffen. Der Akzent auf einen Barbarismus einer Insidersprache verdeckt aber vor allem, dass es in den Debatten der Profession vielfach an wirklicher Problemorientierung und analytischer Schärfe mangelt. In ihrer Selbstreferentialität gestattet sie sich so Selbstbescheidenheit und betreibt ‚business as usual‘. Auf dieser Linie argumentiert z.B. H. Minssen (2006), wenn er fragt, von welcher Krise in Bezug auf die Arbeits- und Industriesoziologie denn da in einigen aktuellen Debattenbeiträgen überhaupt die Rede sei. Dass sein Beitrag – gemessen an den Problemen unserer von tiefen Umbrüchen gekennzeichneten Zeit – langweilig oder gar belanglos erscheint, wäre im Sinne des Einwurfs von F. Walter ein Symptom von Krise. Oder anders formuliert: Bezogen auf M. R. Lepsius Argumentation, dass die Soziologie insgesamt gewissermaßen eine institutionalisierte „Dauerkrise“ sei (Lepsius 2003), könnte man H. Minssens Argument, er könne von einer Krise der Arbeits- und Industriesoziologie, als einer Spezialdisziplin, die einmal beansprucht hat, mehr als dies zu sein, nichts entdecken, auch so deuten, dass er im selbstbescheidenen internen Diskurs einer seit den ausgehenden 1960er Jahren sehr erfolgreich institutionalisierten Profession den spezifischen und seit dem Ausgang der 1970er Jahre zunehmend geschwächten gesellschaftlichen Bezug von Soziologie allgemein und von Arbeits- und Industriesoziologie im Speziellen kaum mehr als Problem wahrnimmt. Um den aber geht es in der Debatte, die die Profession jetzt für beendet erklärt hat.

Ich werde im Folgenden zunächst deren Kern als Krisendebatte rekonstruieren und dabei auch Bezug auf die Diskussion zur Krise der Soziologie insgesamt nehmen (Kapitel 2). Anschließend werde ich begründen, dass man heute v. a. deshalb von einer Krise des Fachs sprechen kann, weil Industriesoziologen – trotz „der Allgegenwart der verschwindenden Arbeit“ (Dunkel/Sauer 2006) nicht mehr mit Selbstverständlichkeit davon ausgehen können, gewissermaßen am Gravitationszentrum moderner Gesellschaften zu arbeiten. In den aktuellen Debatten um die „Subjektivierung der Arbeit“ (Moldaschl/Voss 2002, Lohr 2003), die Entstehung einer modernen „Wissensgesellschaft“ (Willke 1999) oder um krisenhafte Umbrüche unserer überkommenen „institutionell verfaßten Arbeitsgesellschaft“ (v. Ferber 1961), die zunehmend als „Epochenbruch“ interpretiert werden (Scholz u.a. 2006, Martens 2006)², wird das in unterschiedlicher Weise reflektiert (Kapitel 3). Daran anschließend werde ich darlegen, dass Bedeutungsverluste der Arbeits- und Industriesoziologie mit zwei weiteren Entwicklungen verbunden sind: Zunächst werde ich, zeigen, dass mit dem seit den 1970er Jahren zunächst sehr erfolgreichen Auswandern arbeitsbezogener empirischer Sozialforschung aus der Universität (v. Ferber 1997) zugleich deren einzeldisziplinärer Bezug schwächer wurde. Interdisziplinarität war für diesen Typus von

² Die Hypothese des Epochenbruchs kann hier nicht vertiefend ausgeführt werden. Sie hat sich in der Arbeit des Dialogprojekts „Forum Neue Politik der Arbeit“ als ausgesprochen fruchtbar erwiesen. Im Anschluss an F. O. Wolf (2006) wird sie von mir nicht „stadientheoretisch“ gedacht – also etwa in dem Sinne, dass heute auf den Fordismus (tayloristische Massenproduktion und Massenkonsum, keynesianisch eingebettete kapitalistische Marktökonomie, Sozialstaatlichkeit demokratisch verfaßter Gesellschaften) der mehr oder minder fertige Postfordismus folgt. Ich würde aber bei Betonung von Kontinuität kapitalistischer Produktionsweise und Herrschaftsverhältnisse (Wolf 2002), Veränderungen fast aller der prägenden Merkmale der stabilen Entwicklung in den ersten Nachkriegsjahrzehnten sehen.

Forschung gefordert. Vorstellungen, ein Fach wie die Arbeits- und Industriesoziologie gewissermaßen als eine „Königsdisziplin“ reetablieren und von einem einzeldisziplinären Bezugspunkt her die entscheidenden Analysen zum tieferen Verständnis der aktuellen Umbrüche liefern zu können, müssen in die Irre führen (Kapitel 4). Danach möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die v. a. in den 1970er Jahren erheblich ausgebauten, z.T. geradezu institutionell abgesicherten, Kontakte wichtiger Repräsentanten des Fachs zu Akteuren der außerwissenschaftlichen Praxis erodiert und z.T. verloren gegangen sind. Auch wenn es in den theoretischen Debatten der Zunft immer strittig gewesen ist, ob die Arbeits- und Industriesoziologie sich primär als eine aufklärende Wissenschaft verstehen oder aber stärker anwendungsorientiert und beratend agieren solle (Deeke 1982): Faktisch war in der von M. Schumann so bezeichneten Hochphase des Fachs während der 1970er Jahre der enge Bezug zu Gewerkschaften und sozialdemokratischer Reformpolitik für die verschiedenen in diesen innerdisziplinären Streit verstrickten WissenschaftlerInnen von großer Bedeutung (Kapitel 5). Unter Rückgriff auf U. Oevermanns Konzept des „Arbeitsbündnisses“ im Rahmen seiner Überlegungen zu einer revidierten Theorie professionellen Handelns werde ich diesen Aspekt zusätzlich theoretisch vertiefen. (Kapitel 6). Meine Argumentation läuft darauf hinaus, dass die empirische arbeitsbezogene Sozialforschung einen neuen Zugewinn an gesellschaftspolitischer Relevanz nur erreichen wird, wenn sie den Rahmen selbstreferentieller einzeldisziplinärer Diskurse überschreitet. Sie wird auch zukünftig damit konfrontiert sein, dass die soziale Wirklichkeit eben nicht Eigentum einer einzelnen Disziplin ist (v. Ferber 1997). Ein Zugewinn an Bedeutung ist daher an Interdisziplinarität von Forschung gebunden, vor allem aber auch an die Fähigkeit zur Herstellung von Arbeitsbündnissen (Oevermann 1996) oder strategischen Wissensallianzen (Martens 2006) mit Akteuren außerwissenschaftlicher Praxis (Kapitel 7).³

2. Der Kern der Debatte

H. Minssen bezieht sich auf eine bis Anfang 2007 laufende Debatte innerhalb der Profession, in der mit unterschiedlichen Argumenten das Für und Wider einer Krisendiagnose erörtert wurde. Wichtige Beiträge in dieser Diskussion stammen von M. Schumann (2002), S. Kühl (2004), A. Maurer (2005), K. Jürgens (2005) und S. Pfeiffer und W. Jäger (2006). M. Schumann (2002) hat in seiner Abschiedsvorlesung in einem vielleicht etwas nostalgischen Rückblick auf die 1970er Jahre davon gesprochen, dass das Fach damals so etwas wie eine Deutungshoheit und im Vergleich zur Gegenwart größere gesellschaftspolitische Relevanz gehabt habe. An diese Diagnose hat er die Forderung nach besserer theoretischer Fundierung, gewissermaßen auf der Höhe der Zeit, angeschlossen. Über eine solche theoretische Anstrengung, in Anknüpfung an die Marxsche Theorie, könne der verloren gegangene Status zurück-

³ Die nachfolgende Argumentation stützt sich wesentlich auf meine Auseinandersetzung mit dem Fach angesichts seiner Herausforderungen durch den, unabgeschlossenen aber immer deutlicher erfahrbaren Epochenbruch, der gegenwärtig die fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften prägt. (Vgl. Martens 2007a).

gewonnen werden. Ob diese Anstrengungen dem Anspruch ‚großer Theorie‘ genügen müssen oder im Sinne von Theorien mittlerer Reichweite hinreichend wären (dafür plädiert C. Deutschmann 2001 und 2003) lässt er offen. Auch S. Kühl hat eine Krise des Fachs an mangelnder theoretischer Fundierung festgemacht und vorgeschlagen, für eine Refundierung das Angebot der Theorie funktionaler Strukturierung aufzugreifen, will dabei allerdings auch Elemente der Marx’schen Theorie, in seiner Rezeption,⁴ berücksichtigt wissen. A. Maurer (2005) fordert demgegenüber eine stärkere handlungstheoretische Fundierung der Arbeits- und Industriesoziologie, für die sie wiederum eher Anknüpfungspunkte in jenen industriesoziologischen Debatten sieht, die an Elemente der Marx’schen Theorie angeknüpft haben. S. Pfeiffer und W. Jäger (2006) schließlich haben betont, dass die Arbeits- und Industriesoziologie schon lange – und zwar in Anknüpfung an und Weiterentwicklung von Momenten der Marx’schen Theorie⁵ - Beiträge zu einer solchen handlungstheoretischen Fundierung geleistet habe, zuletzt insbesondere im Kontext der Debatten um das subjektivierende Arbeitshandeln. Sie sehen die Probleme eher darin, dass sie ihre Ergebnisse als Spezialdisziplin nicht zureichend in den allgemeinen soziologischen Diskurs einbringe und weisen im Übrigen die Krisendebatte, insoweit K. Jürgens (2005) zustimmend, als eine selbstinszenierte Diskussion zurück. Allerdings hatte K. Jürgens ihrerseits auf ein Moment von Krise hingewiesen, nämlich darauf, dass die Profession mit ihrem überkommenen engen erwerbsarbeitszentrierten Blick, zunehmend weniger in der Lage sein werde, den dynamischen Veränderungen von Arbeit gerecht zu werden (Jürgens 2005, S.188).

H. Minssen nimmt diese Debatte zum Anlass, darauf zu verweisen, dass es immer wieder nostalgische Rückblicke auf Hochphasen der Zunft wie auch ein Lamentieren über ihre Krise gegeben habe⁶. Dass man die heutige Gesellschaft eben nicht mehr als Industriegesellschaft fassen könne, mache einen gewissen „Bias in Richtung industrieller Sektor“ (Minssen 2006, S.264) sichtbar und stelle alte gesellschaftstheoretische Ansprüche inzwischen in Frage, aber das Transformationsproblem von Arbeit, auch Dienstleistungsarbeit selbstredend, bleibe zentraler Gegenstandsbereich des Fachs (a.a.O. S.263ff). Überzogene Ansprüche (auf gesellschaftstheoretische

⁴ Ich teile hier die Bewertung bei Pfeiffer/Jäger (2006, 8). S. Kühls Option für die Theorie funktionaler Strukturierung ist eindeutig, wenn er argumentiert, sie halte das überzeugendste „Theorieangebot“ bereit, und danach, gleichsam vermittelnd, eine Integration des kritischen Restpotentials des Marxismus vorschlägt. Dass H. Minssen S. Kühl hier anders interpretiert, ist unverständlich und nicht belegbar.

⁵ Die Redeweise von Marx’scher Theorie seitens mehrerer der Diskutanten verweist im Übrigen auf eine Unschärfe. F. O. Wolf (2003) spricht als einer der zeitgenössischen Autoren, die sich nach wie vor sehr intensiv mit den verschiedenen marxistischen Denktraditionen auseinandersetzen, nur noch davon, nach dem „Ende der offiziellen Marxismen“ noch am „Begriff des marxistischen Denkens“ festhalten zu wollen, weil dies u. a. für eine radikale Herrschaftskritik (vgl. Wolf 2002) im Blick auf ein Verständnis des Kapitalverhältnisses unverzichtbar bleibe. Von Marx’scher Theorie - welcher denn angesichts vieler unterschiedlicher Traditionslinien und Schulen - sei hingegen nicht mehr so einfach zu sprechen.

⁶ Er belegt die These, dass die Rede von Krise in einem mehr oder weniger nostalgisch gefärbten Rückblick auf bessere Zeiten des Fachs zu beobachten sei, aber schon für die drei von ihm angeführten Beispiele nicht durchgehend überzeugend. F. Nascholds (1997) Laudatio zum 60. Geburtstag M. Schumanns, mit kritischen Rückfragen u.a. zu „crossdisziplinärer Wissenslogistik“, „konzeptionellen Leerstellen“ und zur „Naivität des industriesoziologischen Interventionsmodells“ (Naschold 1997, S.21ff) ist in der Kontinuität seiner eigenen, für das Fach wichtigen arbeitspolitischen Innovation (vgl. Peter 1987) alles andere als ein wehmütiger Rückblick auf ein „goldenes Zeitalter“.

Fundierung) (a.a.O., S.269), nicht aber mangelnde analytische Schärfe seien der Kern des Problems. Und H. Minssens eigene Argumentation macht denn auch mit dem Verzicht auf hohe Ansprüche ernst: Die Marx'sche Theorie – auch hier wäre mit F. O. Wolf zu fragen welche – sei nicht mehr auf der Höhe der Zeit, weil sie einen Primat der Ökonomie unterstelle (S. 3) und mit dem „Kapital“ eine zu enge strukturtheoretische Theorie geliefert habe (S. 5), wird zunächst argumentiert. Man könnte freilich auch fragen, ob nicht gerade der heutige neue Ökonomisierungsschub⁷ die Stoßrichtung der Marxschen Kritik an eben dieser Tendenz der modernen Gesellschaft bestätigt und dann fragen, ob der an Hegel anknüpfende Marx'sche Arbeitsbegriff (Wolf 2005, Peter/Wolf 2006) in den Frühschriften nicht noch auf anderes verweist als auf die Strukturtheorie des Kapitals. Negt/Kluge (1981) haben mit ihrem Entwurf einer „Politischen Ökonomie der Arbeitskraft“ ja nicht zufällig an Marx angeknüpft.⁸ Gründlicheres Nachdenken in diesem Punkt würde H. Minssen vielleicht dazu geführt haben, bei der eigenen Konzipierung des Transformationsproblems als Kern des Fachs doch etwas mehr Aufmerksamkeit auf die Frage zu legen, in welcher Weise dabei denn Arbeit - über industrielle Arbeit hinaus und im Blick auf die von K. Jürgens aufgeworfene Frage nach dem Bezug des Fachs auf „das Ganze der Arbeit“ (Kambartel 1994, Biesecker 2004)⁹ – als Gegenstand von Arbeits- und Industriesoziologie noch ihre Bedeutung habe. Statt dessen überrascht H. Minssen seine Leser in seiner Behandlung des Transformationsproblems mit vielfältigen Wendungen.¹⁰ Im Kern geht es ihm dabei wohl um einem Wechsel zu „einem anderen Zugang“ in Anknüpfung an „Überlegungen zur Beziehung von Organisation und Umwelt“ (a.a.O., S.265). Es geht nun also um Organisations- und Betriebssoziologie im Kontext systemtheoretischer Bezüge und man fragt sich, weshalb der Autor zugleich so beharrlich als Namen des Fachs am Begriff der Arbeits- und Industriesoziologie festhält. Arbeit als Produktion und Verausgabung menschlicher Arbeitsvermögen, als immer noch zentraler Vermittlungszusammenhang im Verhältnis der Menschen zur Natur wie auch untereinander (Peter/Wolf 2006), als „Kerngeschäft industriesoziologischer Arbeitsforschung“ (Kratzer u.a. 2006, S.220) spielt in der gesamten Argumentation jedenfalls keine herausgehobene Rolle. Es ist dann nur konsequent – und

⁷ Auf den verweist schon C. v. Ferber in seiner Bilanz empirischer Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland in Heft 3 der ARBEIT von 1997.

⁸ Vgl. in diesem Zusammenhang auch C. v. Ferber (1959), der über den „von Marx in der „Produktion“ aufgewiesenen Vorgang, in dem sich das Individuum zu allen anderen Verhält, in der Allseitigkeit, die die Stellung des Menschen zur Welt wesentlich ausmacht“, auf konvergente Interpretationslinien des Marx'schen Arbeitsbegriffs zu Plessners philosophischer Anthropologie und Meads Sozialpsychologie verweist.

⁹ Der Forschungsbereich 4 der sfs versucht dem derzeit mit einem Forschungsbereichskonzept Rechnung zu tragen, dass darauf zielt, den engeren Gegenstandsbezug auf Erwerbsarbeit durch einen konzeptionell gehaltvollen Arbeitsbegriff zu fundieren, der ökologische, ökonomische und auch anthropologische Dimensionen berücksichtigt (vgl. www.sfs-dortmund.de/institut/fbs/fb04.html).

¹⁰ Ausgehend (1) von Marxens Analyse im Kontext der Werttheorie im 13. Kapitel des Kapitals (S. 266), weiter (2) im Anschluss an N. Luhmann als Problem der Konditionierung von Verhalten über dazu geeignete Programme in Organisationen (S. 266), zu (3) der eher metaphorischen Verwendung des Begriffs für die betriebliche Verarbeitung von Umwelteinflüssen, im Anschluss an eine entsprechende Argumentation bei L. Pries (S.265), bis hin (4) zu ehrenamtlicher Arbeit „als Übertragung von Arbeitsfähigkeit in tatsächliche Arbeit“ (S. 267). Nur das Wort bleibt das gleiche. Das, was es als Begriff anzielt, changiert zwischen Kapitalanalyse und Systemtheorie, Herrschaftsanalyse und Selbststeuerungsproblemen ehrenamtlich Arbeitender. Was wird so erklärt oder gewonnen? Ein „zeitdiagnostisches Konzept, mit dem (...) erweiterte Forschungsansätze wieder zu einer Diagnose gesellschaftlicher Entwicklungstendenzen verdichtet werden könnten“, (Kratzer u.a. 2006, S.207) sucht man vergebens.

im Licht älterer Debatten innerhalb des Fachs, auf die ich im weiteren eingehe, bemerkenswert – dass H. Minssen am Ende seiner Behandlung des Transformationsproblems ganz selbstverständlich ausschließlich eine mikropolitische Perspektive einnimmt.¹¹ Zugleich betont er die erfolgreiche Institutionalisierung des Fachs, das sich auch heute im ‚business as usual‘ durchaus gut entwickle. „Crisis, what Crisis?“ lauten folgerichtig Titel und Fazit seiner Argumentation.

Als Leser von H. Minssens Aufsatz ist man angesichts dieses doch sehr lockeren Hinweggehens über gewichtige offene theoretische Fragen und Herausforderungen in Zeiten tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche einigermaßen überrascht. Die Debatte, die H. Minssen irritiert hat – ob sie nun selbstinszeniert oder doch triftig begründet war, soll im folgenden erörtert werden –, fügt sich nun aber in eine allgemeinere Diskussion über den Zustand des Fachs. C. v. Ferber (1997) hat sich dazu bereits vor zehn Jahren differenziert geäußert und M. R. Lepsius hat vor vier Jahren in einem Gespräch mit G. Voruba über den gegenwärtigen Zustand der Soziologie einerseits festgestellt, dass das Fach sich „rein institutionell (...) etabliert“ habe (S. 20), andererseits aber mit großer Gelassenheit seinen in vieler Hinsicht bedenklichen Zustand konstatiert. Zusammengefaßt entfaltet er dabei die folgende Argumentation: Die Soziologie ist ein „merkwürdiges Fach“ nicht nur „Krisenwissenschaft“ sondern „selbst eine Dauerkrise“, ohne „Selbstreflexion in bemerkenswertem Ausmaß“, aber „nichts wäre misslicher, als wenn sie selbstgefällige, routinisierte Dauereinrichtung würde, was sie zu einem erheblichen Teil ist“ (S. 20). „Es gibt keine richtige fachbezogene Formierung“. Sie fügt sich „in eine Anpassung an vermeintliche oder tatsächliche soziale Probleme, aber die sozialen Probleme ihrerseits haben“, anders als etwa die Rechtswissenschaften, „keine Definitionsmacht auf die Gestalt der Soziologie“. (S. 21) Folglich kann man „aus soziologischer Perspektive unabhängig vom öffentlichen Diskurs diskutieren, was man will. Das ist Freiheit, (aber) professionspolitisch würde man natürlich immer darauf hinweisen, dass eine zu große Beliebigkeit eingetreten ist.“ (S. 22) Sie hat weiterhin keine „normative Kraft, die eine Begriffskontinuität und Begriffsentwicklung sichert“ (S. 23) und man müßte „schon zufrieden (sein), wenn an der Professionalität der Innendarstellung gearbeitet“ würde. (S. 24) Das eigentliche Problem sei „die Erhöhung der Binnenreflexion der Soziologie über den Charakter ihrer Aussagen und über den Charakter ihrer durch Begriffe bestimmten Erkenntnisinteressen“ (S. 264). Die „unterschiedlich ausdifferenzierten Paradigmen“ des soziologischen Diskurses hätten „Unterhaltungswert“, aber keines „durchdringt die Profession dominant.“ (S. 29) Die Bindestrichsoziologien entwickelten sich so entlang ihrer selbstgepflasterten Pfade und „es ist ja nicht nur so, dass sie keine Ausstrahlung haben in den öffentlichen Diskurs, sondern ein Großteil unserer Spezi-

¹¹ „Und genau auf diese Frage (des Transformationsproblems H.M.) sucht die Arbeits- und Industriesoziologie eine Antwort – selbstredend nicht im Sinne von Ratschlägen, wie Arbeiter zum Arbeiten zu bewegen sind, sondern im Sinne einer Analyse der in den Betrieben verfolgten Strategien, mit denen das Transformationsproblem bewältigt werden soll. Sie fragt danach, unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Folgen gearbeitet wird, wie Betriebe Arbeiter dazu bringen, „den betrieblichen Ansprüchen gemäß zu arbeiten, und welche Möglichkeiten Arbeiter haben, sich den betrieblichen Ansprüchen zu entziehen oder diesen auch zu entsprechen“ (Minssen 2006, S.267).

al-Communities hat auch keinen Einfluss auf den soziologischen Diskurs im Allgemeinen.“ (S.29)

In einer Zeit, in der „das zentrale Thema heute eigentlich nicht Globalisierung (...) sondern Deinstitutionalisierung und Reinstitutionalisierung“ sei (S.25), sei die Soziologie „Im Grunde genommen (...) eine Unternehmung zur Zerstörung der herrschenden Folklore über soziale Organisationen und Strukturen. (...) Sie sollte sich stärker der Zerstörung von geglaubten Selbstverständlichkeiten zuwenden und sie könnte das gerade durch die empirische Legitimation von entsprechenden Aussagen“, (...) aber „wir befreien uns nicht von den Problemdefinitionen, wie sie durch Institutionen geschaffen sind, obwohl sie keine plausible Relevanz für eine soziologische Analyse haben“(S. 26) und wir haben in einer Zeit der Erosion überkommener institutioneller Strukturen und tiefgreifender Umbrüche „keine richtige Dauerforschung der Konsistenzen von Interdependenzen“, die dabei gegeben sind (S. 27).

In diesem Gespräch ist nicht explizit von einer aktuellen Krise des Fachs die Rede. Dennoch kann man das darin gezeichnete Bild zwischen „selbstgefälligem“ und „routinisiertem“ Betrieb, „Freiheit“ und „Beliebigkeit“, ohne systematischen Bezug zu den gesellschaftspolitischen Diskursen in Zeiten tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche und ohne Kraft zu „Begriffskontinuität“ und „Begriffsentwicklung“ kaum anders als mit dem Begriff Krise belegen. Das von M. R. Lepsius gezeichnete Bild kontrastiert scharf mit einer, an ihm gemessen sehr optimistischen, Aufgabenzuweisung, die H. Plessner ein Jahrzehnt nach Gründung der Bundesrepublik Deutschland gezeichnet hatte. Ihr zufolge sollte die Soziologie „institutionalisierte Dauerkontrolle“ einer offenen Gesellschaft, „Ferment der Kritik“ und „Werkzeug der Freiheit“ sein (Plessner 1959, zitiert nach C. v. Ferber 1997). M. R. Lepsius Diagnose weckt mithin große Zweifel, ob und wie die Soziologie heute diesem damals formulierten Anspruch gerecht werden kann.

3. Krise der Spezialdisziplin aufgrund tiefgreifender Veränderungen des Gegenstandsbereichs

In der „institutionell verfaßten Arbeitsgesellschaft“ (v. Ferber 1961), die nach der „Nacht des Jahrhunderts“ mit den sogenannten „goldenen Jahrzehnten“ des Fordismus, je spezifisch nationalstaatlich verfaßt, aufblühte, konnte sich die Industriosozologie in der Tat als eine Disziplin begreifen, die Gegenstandsbereiche und Fragen bearbeitete, die gewissermaßen im Gravitationszentrum dieser Gesellschaften angesiedelt waren. Es war deshalb auch der Gegenstandsbereich selbst, der dem Fach besondere gesellschaftliche Aufmerksamkeit sicherte. Betrachtet man den Aufstieg der Industriosozologie in der Bundesrepublik der 1950er Jahre, so ist dieser auf das engste mit empirischen Forschungen zur Mitbestimmung – damals noch der Montanmitbestimmung als dem unter den Kräfteverhältnissen der Nachkriegszeit realisierten Teil gewerkschaftlicher Neuordnungsvorstellungen (Borsdorf 1982) - und dem

tatsächlich Neuen der sich herausbildenden industriellen Beziehungen verknüpft. Alle großen westdeutschen Untersuchungen der 1950er Jahre (IfS 1954, Pirker u.a. 1955, Popitz u.a. 1957, Neuloh 1960) haben dieses Thema, und die theoretischen Bezüge sind durchaus unterschiedlich. Zu der prominentesten Untersuchung von H. Popitz, H.P. Bahrtd. u.a. berichtet H. P. Bahrtd (1985) rückblickend z. B., dass vor dieser Untersuchung zwar auch ein wenig Marx-Lektüre – „vor allem die Frühschriften und das 13. Kapitel des ersten Bandes des ‚Kapital‘“ (a. a. O. S.155) - gestanden habe, charakterisiert sie dann aber als relativ pragmatische Untersuchung junger Sozialforscher, die „in mehrfacher Hinsicht unbelastet und naiv ans Werk“ gingen (a. a. O. S.154).¹² Im Ergebnis haben wir es mit einer bedeutenden Untersuchung zu tun, die eine phänomenologische Tradition empirischer Sozialforschung begründet hat.¹³ Entgegen der vorherrschenden Selbstbeschreibung der „kritischen Industriesoziologie“ (Schumann 2002) war die frühe industrie- und betriebssoziologische Forschung in ihrer Prägung durch die US-amerikanische Forschung seit den Hawthorne-Studien – ob nun grundlagen- oder wie z.B. an der frühen Sozialforschungsstelle zu Zeiten O. Neulohs, also in den 1950er Jahren, stark anwendungsorientiert – letzten Endes immer wieder in hohem Maße auf Probleme der Produktivität des industriellen Betriebes ausgerichtet. Insbesondere W. Baldamus (1960) hat früh auf diesen Aspekt verwiesen, ihn mit einer Kritik mangelnder theoretischer Vorleistungen verknüpft und zugleich darauf verwiesen, dass anders als etwa bei den frühen Untersuchungen des Vereins für Socialpolitik, die ernstliche Frage nach dem subjektiven Bewältigungshandeln gegenüber den Zumutungen industrieller Arbeit kaum mehr gestellt werde.¹⁴

Veränderungen im Gegenstandsbereich des Faches waren dann im Ausgang der 1960er Jahre für dessen gesellschaftspolitisch beachtliche Bedeutung maßgeblich wichtig – nun aber unter ganz anderen Gesichtspunkten. Als es auf dem Scheitelpunkt der stabilen Durchsetzung des später so genannten fordistischen Regulatormodells angesichts einer starken Stellung der abhängig Beschäftigten und ihrer Gewerkschaften auf dem Arbeitsmarkt, steigender Ansprüche und einer Öffnung des sozialen Raums zu so von den professionellen Beobachtern nicht erwarteten sozialen Konflikten kam, bekamen theoretische Erklärungsmodelle in der Tradition eines marxistischen Denkens neuen Auftrieb, die – siehe auch die Rückerinnerung von H. P. Bahrtd - innerhalb der Industriesoziologie immer bedeutsam geblieben waren (Brandt 1984). Je deutlicher sich die anfänglich emphatischen Vorstellungen eines

¹² C. v.Ferber (1997, S.143) formuliert in seiner Zwischenbilanz: „Wohlgemerkt; die erste Nachkriegsgeneration der Sozialforscher waren Autodidakten, die – wie Ceram es erklärend beschreibt- „die Hemmschuhe der Fachbildung nicht spürten, die Scheuklappen des Spezialistentums nicht kannten und die Hürden übersprangen, die akademische Tradition errichtet hatte.“

¹³Die freilich für das Fach von nur begrenzter Bedeutung blieb (v Ferber 1997). Die Adressaten der damaligen Mitbestimmungsforschung sind im Übrigen keineswegs nur die Gewerkschaften. Für die Untersuchungen an der Sozialforschungsstelle Dortmund aus den 1950er Jahren kann man z.B. sehr viel eher sagen, dass v.a. das Management der Unternehmen ihr Adressat (und Auftraggeber) gewesen ist. Dies änderte sich an der sfs erst nach der Neugründung 1972 – u.a. vor dem Hintergrund des Aufstiegs der „kritischen Industriesoziologie“ .

¹⁴ „Besonders überraschend bei dem Mangel an theoretischen Vorleistungen ist die Einheitlichkeit in der Problemstellung in der Betriebssoziologie. Ihre Vorstellungen lassen sich alle letzten Endes auf Probleme der Produktivität des industriellen Betriebes zurückführen. Dies gilt selbst dann, wenn die Produktionsleistung nicht ausdrücklich im Vordergrund steht“ (Baldamus 1960, S.9). Kritisch äußert sich zu theoretischem Ertrag und Fundierung dieser Forschung auch Dahrendorf (1965).

„Resurgence of Class Conflict“ (Crouch/Pizzorno 1977) allerdings als wenig realitäts-tüchtig erwiesen und die Anpassungsfähigkeit der Institutionen der entwickelten industriellen Arbeitsgesellschaften offenkundig wurde¹⁵, desto mehr verschwand diese Orientierung an Elementen des Marx'schen Denkens wieder aus den Debatten der Zunft und der allgemeine Siegeszug der funktional-strukturellen Theorie N. Luhmanns wurde auch im Bereich der Arbeits- und Industriesozio-logie sichtbar. M. Schumann und S. Kühl knüpfen vor diesem Hintergrund an gesellschaftspolitische Bedeutungsverluste des Fachs mit ihren unterschiedlichen Lösungsvorschlägen an, die darin konvergieren, dass sie vor allem auf grundlagentheoretische Schwächen abstellen. A. Maurer und S. Pfeiffer und W. Jaeger weisen demgegenüber, mehr oder weniger deutlich relativierend, auf Erkenntnisfortschritte hin, die es, v. a. in Anknüpfung an Theorieansätze in Marx'scher Tradition gegeben habe. S. Pfeiffer und W. Jaeger betonen allerdings zugleich einen mangelnden Rückbezug der Spezialdisziplin auf die Diskurse der allgemeinen Soziologie.

Der engere Industriesozio-logische Diskurs, für den bis weit in die 1970er Jahre hinein die großen industriesozio-logischen Institute prägend gewesen sind, mag Elemente der älteren Orientierungen weiter festgehalten und bearbeitet haben. Vor allem für das Göttinger SOFI läßt sich das vom „Ende der Arbeitsteilung“ (Kern/Schumann 1984) bis hin zur innovativen Arbeitspolitik (Schumann 2005) zeigen. Auch wichtige Arbeiten von K. Dörre (Dörre 2002) lassen Bezüge zu dieser Traditionslinie deutlich erkennen. Nimmt man die Entwicklung von Forschungskonjunkturen in den Blick und berücksichtigt man die zeitgenössischen Diagnosen kompetenter Beobachter, die ich hier v.a. in Bezug auf die frühe Phase des Aufstiegs des Fachs angeführt habe, findet man viele Anhaltspunkte dafür, dass es v. a. die praktische gesellschaftspolitische Bedeutung des Gegenstandsbereichs gewesen ist – also Fragen danach, ob und wie neue institutionelle Regelungen in den Zeiten des kalten Krieges den überkommenen Klassenkonflikt befrieden könnten, und später dann, ob er womöglich doch wieder aufbreche, die dem Fach seine relative Bedeutung gegeben haben. Über die verschiedenen Forschungskonjunkturen hinweg ist aber ein gewisser Bedeutungsverlust des Fachs unübersehbar. Die staatlichen Forschungsförderungsprogramme (vom HdA-Programm über das SoTech-Programm bis hin zu den Quatro- und ADAPT-Programmen) verlieren zunehmend an Gewicht (Oehlke 2004) und in unseren heutigen Zeiten der Entwicklung postindustrieller Strukturen im Zeichen eines „neoliberalen Einheitsdenkens“, in denen die Politik mittlerweile fast über alle Parteigrenzen hinweg argumentiert, dass jede Arbeit besser sei als keine, ist der Arbeits- und Industriesozio-logie offenkundig viel ihres früher selbstverständlichen Bewußtseins abhanden gekommen, ein Feld im Zentrum gesellschaftlicher Auseinandersetzungen zu bearbeiten.¹⁶ Schlimmer noch, wenn in der Politik nahezu durch-

¹⁵ Für die Bundesrepublik Deutschland ist hier wohl W. Streecks Analyse der Gewerkschaften in der sozialen Demokratie paradigmatisch geworden, der gegenüber G. Brandt (1984b) etwas resigniert zugestanden hat, sie sei besser gewesen als die Analysen, die zur gleichen Zeit am IfS in Anknüpfung an dessen Forschungstraditionen einer kritischen Theorie betrieben worden sind – und im Sinne der erzeugten Resonanzen wird man das nicht bestreiten können.

¹⁶ Der von W. Dunker und D. Sauer (2006) aus dem Arbeitszusammenhang des kopra-Projekts herausgegebene Sammelband „von der Allgegenwart der verschwindenden Arbeit“ hebt sich hier wohltuend ab.

gänglich die Maxime gilt „jede Arbeit sei besser als keine“, ist es ja nicht erstaunlich, dass Forschungsmittel für die Schaffung guter Arbeit (Pickshaus u.a. 2001, Pickshaus 2006) nun alles andere als reichlich fließen. Dies alles, der Bedeutungsverlust eines Gegenstandsbereichs, der einmal Zentralität für die weitere gesellschaftliche Entwicklung beansprucht hatte, und gewachsene Unsicherheiten über den Stellenwert unterschiedlicher theoretischer Bezüge führt aus meiner Sicht heute auch für die Arbeits- und Industriosozologie zu jenem Changieren zwischen Freiheit und Beliebigkeit, von dem M. R. Lepsius als einem allgemeinen Charakteristikum der Soziologie gesprochen hat.

Eine zentrale theoretische Frage ist hier, ob und in welcher Weise auch zukünftig davon ausgegangen werden kann, dass die fortgeschrittenen westlichen Gesellschaften auch angesichts von Veränderungen hin zu postindustriellen Strukturen Arbeitsgesellschaften bleiben. Insofern hat die Frage nach der Krise des Fachs viel damit zu tun, welche Antworten man auf die von K. Jürgens aufgeworfenen Fragen gibt. Ihre vertiefende Erörterung ist an dieser Stelle nicht möglich.¹⁷ Ich würde in dieser Frage aber eindeutig die Argumentationsrichtung von K. Jürgens unterstützen.

Ein weiterer bedeutsamer Aspekt, der in der bisherigen Debatte noch keine Aufmerksamkeit gefunden hat, liegt nach meiner Auffassung darin, dass es nach den stark neomarxistisch inspirierten Entwicklungen der 1970er Jahre gewissermaßen eine neoinstitutionalistische Wende der Arbeits- und Industriosozologie gegeben hat, die blinde Flecken in der Wahrnehmung der seitherigen sozialen Veränderungen und Umbrüche zur Folge hat. Der vorherrschende Blick - etwa bei W. Streeck (Streeck 2001), bei der Analyse der Gewerkschaften (Schroeder/Weßels 2003) oder in den Analysen industriosozologischer Forschung in Bezug auf die Transformationsprozesse in Ostdeutschland¹⁸, um einige wichtige Forschungsstränge zu nennen - ist dadurch geprägt. Im letzteren Fall ging es um die Frage des Transfers dieser Institutionen in die neuen Bundesländer. In den anderen Fällen um die Frage, zu welchen Anpassungsprozessen bestehende Institutionengefüge unter dem Druck systemischer Prozesse, eben der Globalisierung, in der Lage sind. Immer sind Institutionen oder Institutionentransfers im Zeichen systemisch induzierter Transformationsprozesse im Blick. Kaum einmal wird die Ebene alltäglichen Handelns der Menschen in den theoretischen Konzepten systematisch berücksichtigt. Die neuen individuellen zivilgesellschaftlichen Subjekte werden im vorherrschenden arbeits- und industriosozologischen Diskurs folgerichtig als „Arbeitskraftunternehmer“ vornehmlich unter dem Aspekt ihrer aktiven Anpassungsleistungen an die solcherart veränderten Bedingungen erfaßt (Voss/Pongratz 1987, Moldaschl/Voß 2002, kritisch Faust 2002). Systematisch ausgespart ist eine Beobachtung der arbeitenden Subjekte unter dem Gesichtspunkt möglicherweise auch neu aufbrechenden Widerstands in einer neuen Phase reeller Subsumtion der Arbeit unter das Kapital. Moldaschl (2002) sieht dazu,

¹⁷ Vgl. aber anschließend an Kambartel 1993 und Biesecker 2004 die Argumentationen von Peter/Wolf 2006 und bei Martens 2007a, S. 165--168.

¹⁸ Siehe beispielhaft Kädtler u.a. (1997) oder Lohr u.a. (1995) sowie kritisch gegenüber einer zu schlichten These des Institutionentransfers Martens (1996).

durch „Foucaults Brille“ betrachtet, keine theoretischen Anhaltspunkte.¹⁹ Aus systemtheoretischer Perspektive wird gleichermaßen, sofern entsprechende Autoren überhaupt der Kategorie Arbeit noch oder wieder gesellschaftspolitische Relevanz beimessen, konstatiert, dass der gesellschaftlichen Arbeit heute „alles Rebelle abhanden gekommen sei“ (Baecker 2002, kritisch dazu Wolf 2003). Die idealtypische Konstruktion von Voss/Pongratz hat entsprechende Aspekte in keiner Weise im Blick. In soziologischen Lehrbüchern (Müller-Jentsch 1997) wird dem sozialen Konflikt als theoretischer Herausforderung keine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Und selbst dort, wo neu aufbrechende industrielle Konflikte zum Thema werden und immerhin zu der These von einem „Ende der Dekade des Co-Managements“ führen (Rehder 2006), bleibt die Analyseperspektive bei den vorgeprägten „Problemdefinitionen, wie sie durch die Institutionen geschaffen worden sind“ (Lepsius) und interpretiert sie im Rahmen älterer industriesoziologischer Konzepte vom Betriebsrat als einer „Grenzinstitution“ (Fürstenberg 1959) neu.²⁰ Während sich in dieser Variante neoinstitutionalistischer Betrachtungen und erst Recht in einer konsequent durchgeführten systemtheoretischen Perspektive²¹ die Frage nach dem Handeln der individuellen zivilgesellschaftlichen Subjekte nicht mehr stellt – A. Negri und M. Hardt (1997, S.92) sprechen zurecht davon, dass bei solcher Konzentration auf systematische Bewahrung „jene, die die Gesellschaft konstituieren, nur als schwache Subjekte erscheinen“ können²² würde in der Tradition phänomenologischer Analysen gerade die im Zeichen der „Metamorphosen der Arbeit“ veränderte, neue Subjektivität der Arbeitenden bedeutsam. Anders als bei D. Baecker, der zweifelnd fragt, „was Arbeit am Selbstlauf der Verhältnisse noch ausrichten kann“ (Baecker 2002, S.222), wäre es dann eine offene Frage, ob der „lebendigen Arbeit“ wirklich schon alles Rebelle abhanden gekommen ist, wie D. Baecker meint. Die jüngsten Erfahrungen mit dem „Sklavenaufstand der Ärzte“²³ wären eines von etlichen empirischen Beispielen,

¹⁹ Auf die hohe Widersprüchlichkeit der Metamorphosen der Arbeit für das Bewältigungshandeln der Arbeitenden verweisen demgegenüber Langemeyer 2006 oder Reinfeld 2006.

²⁰ Die jüngste Analyse betrieblicher Bündnisse für Arbeit „als Konfliktfeld“, die B. Rehder (2006) vorgelegt hat, ist gleichwohl eine bemerkenswerte Ausnahme von der allgemeinen Ausblendung des sozialen Konflikts. Wachsende Legitimitätsdefizite des Betriebsrats als „Grenzinstitution“ werden hier vor dem Hintergrund spieltheoretischer Konzepte analysiert und eine wachsende Konfliktrichtigkeit der aktuellen Entwicklung wird so empirisch bestätigt. Die Analyse beschränkt sich allerdings darauf, in diesem analytischen Rahmen das Ende der Dekade des Co-Managements zu prognostizieren. Sie führt hingegen nicht in einer arbeitspolitischen Perspektive weiter zu der Frage, ob und wie dabei aus neuen Prozessen politikkonstituierenden „primären“ arbeitspolitischen Handelns (Wolf 2001, Martens 2006), erweiterte Handlungsoptionen für eine gewerkschaftliche Arbeitspolitik erwachsen könnten.

²¹ In dieser Perspektive wird etwa von D. Baecker(2003) Gesellschaft als strukturell und semantisch überbestimmter Gegenstand der Soziologie konzipiert. Sie kann sich in dieser Form aber nur reproduzieren, weil und indem und solange ihr der Mensch unbestimmt gegenübersteht (mit allen Optionen partieller Exklusion entgegen den Versprechen der Aufklärung und der französischen Revolution). D. Baecker schließt an solche Überlegungen ein Programm der ‚Kommunikation als Naturwissenschaft‘ an, weil sich die Natur im Lichte der modernen Natur- und Kognitionswissenschaften als „ein Phänomenbereich“ erwiesen habe, „an dem sich ebenso wie an der Gesellschaft studieren lässt, dass und wie alle Ordnung als Negotropie immer wieder nur dem Zerfall, der Entropie, abgewonnen werden kann“ (Baecker 2003, S. 69).

²² „In dieser Sicht der liberalen Öffentlichkeitssphäre“, so fahren sie unter expliziter Bezugnahme auf N. Luhmann fort, „besetzt das System den Platz der Notwendigkeit und teilt allen Momenten die Rolle der Kontingenz zu. Das System ist eine Gleichgewichts-Maschine, abgehoben von dem Leidenschaftlichen Feld gesellschaftlicher Konflikte und folglich entleert von allen sozialen Gehalten“ (ebd.).

²³ Auf diese Formel konnte der Vorsitzende des Marburger Bundes diesen Streik junger Assistenz und Fachärzte nur deshalb mit so großer Resonanz unter den Streikenden bringen, weil er von ihnen exakt in dieser Weise

die dagegen sprächen.²⁴ Nähme man hingegen die unbestreitbar wachsende Konfliktträchtigkeit der Kapital-Arbeit-Beziehungen in unseren Zeiten des Epochenbruchs als empirische wie theoretische Herausforderung stärker ins Visier (vgl. www.sfs-dortmund.de/institut/fbs/fb04.html, Martens 2006 und 2007a, S.72-91) und fragte nach den in den Konflikten sichtbar werdenden subjektiven Perspektiven der Handelnden, könnte das Fach durchaus neues Interesse auf sich ziehen.

4. Die soziale Wirklichkeit gehört keiner einzelnen Disziplin

Im Hinblick auf die in der aktuellen Debatte behauptete Bedeutung grundlagentheoretischer Fundierung – im Sinne der Anknüpfung an und Entfaltung von „großer Theorie“ - ist der Rückblick eines anderen Beteiligten der frühen Entwicklungsphase der Industriesoziologie von einigem Interesse: T. Pirker hat auf dem Bielefelder Soziologentag 1976 für eine auf Dauer gestellte hochschulferne, vornehmlich an den praktischen Problemstellungen und außerwissenschaftlichen Diskursen orientierte, Mitbestimmungsforschung plädiert, weil diese allein gegenüber den, selbstreferentiellen und für akademische Karriereinteressen wichtigen, Forschungskonjunkturen einen stetigen kumulativen Prozess der Erzeugung praktisch relevanten Wissens gewährleisten könne (Pirker 1978). Der Bezug zu einer der wesentlichen Erklärungen der Diagnose der „Dauerkrise“ bei M. W. Lepsius, nämlich zu dem Argument eines fehlenden systematischen Bezugs zu den gesellschaftspolitischen Diskursen oder die fehlende Definitionsmacht der sozialen Probleme auf die Soziologie als wichtiger Teil von deren Professionalisierungsproblem, springt ins Auge. T. Pirker hat seinerzeit wissenssoziologisch argumentiert. Da aber die heutige Debatte auch nur selten zu erkenntnistheoretischen Fragen vordringt - und wenn, wie im Diskurs über den „Mode1“ und den „Mode 2“, in durchaus angreifbarer Weise (Martens 2007a, S.39ff) - sollte man diese Erfahrungen eines an Praxisnähe orientierten Forschers der ersten Stunde doch zur Kenntnis nehmen.

Ein anderer deutscher Soziologe, nämlich C. v. Ferber, der sich als Assistent H. Plessners auch industriesoziologisch positioniert hat, (v. Ferber 1959, 1961)²⁵, ehe er als Medizinsoziologe vor allem im Zuge der Entfaltung des HdA-Programms sowohl grundlagentheoretisch als auch anwendungsorientiert arbeitete und bemerkenswerte Wirkungen in Bezug auf die Arbeitswissenschaften wie auch die außerwissenschaftliche Praxis erreichte (Nippert u.a. 1991)²⁶, hat den etwas später zu beobachtenden

empfunden wurde, was sich wiederum aus tiefgreifenden Veränderungen ihrer Arbeitsbedingungen und professionellen Rolle als Ärzte erklären lässt (vgl. Martens 2007b).

²⁴Vgl auch kritisch zu der Behandlung des hier in Rede stehenden Gegenstandsbereichs Arbeit im Nachwort zu dem von D. Baecker (2002) herausgegebenen Reader F. O. Wolfs kritischen Essay in der Zeitschrift ARBEIT Wolf (2003).

²⁵ Z..T. geschah dies mit einer ähnlichen Kritik an unzureichenden theoretischen Vorleistungen, wie sie zu der Zeit auch von W. Baldamus geführt wurde.

²⁶ Orientiert an dem auf R. K. Merton rückbezogenen Konzept von den „Theorien mittlerer Reichweite“ (vgl. v. Ferber 1970) und in einem Verständnis von empirischer Sozialforschung als gesellschaftlicher Aufklärung, das nie einem linearen Fortschrittsoptimismus verpflichtet war, hat er in verschiedenen Feldern entsprechend gear-

zunehmenden Auszug der empirischen Sozialforschung aus der Universität rückblickend ebenfalls bemerkenswert pointiert, und deutlich anders als im gegenwärtigen Diskurs bewertet, der ihre neuerliche Reintegration in die Universität augenscheinlich nicht als Problem wahrnimmt. Ausgehend von H. Plessners Konzept empirischer Sozialforschung als (an der Universität institutionalisierter) Tatsachenforschung und so als „institutionalisierter Dauerkontrolle offener Gesellschaften“ und als eines „Ferments der Kritik“ und „Werkzeugs der Freiheit“²⁷ konstatiert v. Ferber (1997) zunächst den Auszug der empirischen Sozialforschung aus der Universität. Für ihn ist damit die Lockerung des einzeldisziplinären Bezugs von Forschung als Voraussetzung von Transdisziplinarität und Problemorientierung verbunden.²⁸ Den vormals dominierenden einzeldisziplinären Bezug bewertet er im Übrigen durchaus kritisch insofern er dazu führe „immer mehr von immer weniger zu wissen“ (v. Ferber 1997, 145). Anwendungsorientierung und „der „Zwang zur Interdisziplinarität“, denn die „gesellschaftlichen Tatsachen ‚gehören‘ nicht allein der Soziologie“ (a. a. O. 144), wie auch das Verlassen der Universität, produzierten freilich auch spezifische neue Probleme bei Kodifizierung, Theoretisierung und Transfer der Ergebnisse (a. a. O. S.143f und S.146ff). So stehen den durchaus erreichten kumulativen Erkenntnisgewinnen empirischer Sozialforschung aus seiner Sicht vor allem zwei Risiken gegenüber; nämlich (1) das Risiko der Provinzialisierung und (2) das des Verlustes von Unabhängigkeit. Beide Risiken seien aufgrund der inzwischen starken außeruniversitären und zugleich der geschwundenen universitären Verankerung empirischer Sozialforschung gegeben. Die heute zu beobachtende und in der Profession breit diskutierte Krise gesellschaftswissenschaftlicher Fächer an der Universität ist bei dieser Argumentation noch nicht im Blick, aber die Frage, „ob die in den vergangenen Jahrzehnten aufgebauten demokratischen, politischen und sozialen Institutionen sich den anstehenden Herausforderungen auch auf Dauer gewachsen zeigen werden“ (a. a. O. S.151), wird von C. v. Ferber angesichts des neuen Schubs der Ökonomisierung der gesellschaftlichen Verhältnisse bereits aufgeworfen.

beitet. Exemplarisch kann dies am Konzept der Gesundheitszirkel gezeigt werden, einem im Kontext der entfalteten ‚fordistischen‘ Arbeitspolitik in der Geschichte der Bundesrepublik außerordentlich erfolgreichen Konzept. Man kann an diesem in der Praxis breit durchgesetzten Konzept, wenn man es für die weitere wissenschaftliche Arbeit angemessen nutzt, zeigen, dass darüber bisherige unverbundene Teiltheorien (in Medizin, Medizinsoziologie, Arbeitspsychologie, Betriebs- und Arbeitssoziologie) weiterführend integriert werden konnten. Diese Weiterführung (Integration von Laien- und Expertenwissen) war praktische (für die wissenschaftliche wie außerwissenschaftliche Praxis folgenreiche) Kritik an überkommenen objektivistischen Wissenschaftsverständnissen in einem durch ausgesprochen objektivistische Konzepte dominierten technologisch-ökonomischen Umfeld (vgl. v. Ferber 1994).

²⁷ Dies sei, so betont er, „in der Tat ein anspruchsvolles, ja ein kühnes Programm, angesichts dessen Perspektiven uns heute im Rückblick auf die seitdem vergangenen Jahrzehnte Gefühle der Skepsis, des Ungenügens, ja des Versagens befallen“ (v. Ferber 1997, S.140).

²⁸ In Verbindung mit dem Bericht der Gulbenkiankommission (Wallerstein u.a.1995) zur Neustrukturierung der Sozialwissenschaften angesichts ihrer nationalspezifisch unterschiedlichen fachlichen Ausdifferenzierungen in den hoch entwickelten westlichen Ländern des 19. Und 20. Jahrhunderts hat I. Wallerstein bekanntlich im Blick auf Einzeldisziplinen wie Politikwissenschaften, Soziologie, Volkswirtschaftslehre dazu aufgefordert, „die Sozialwissenschaften kaputt zu denken“ (Wallerstein (1996).

5. Krise infolge des Verlusts von außerwissenschaftlichen Bündnispartnern

Was also war im Licht der bisherigen Argumentation die Grundlage des Erfolges des Fachs in der Phase, auf die M. Schumann (2002) als Vergleichsfolie zurückblickt? Zum einen die früher unstrittige gesellschaftspolitische Zentralität des Gegenstandsbereichs (Industrie)Arbeit. Zum zweiten der Umstand, dass es in diesem Gegenstandsbereich zunächst zu erstaunlich dynamischen und kooperativ bewältigten Entwicklungen kam, weshalb das Thema der Mitbestimmung so bedeutsam wurde, dann aber zu so nicht erwarteten Konflikten, weshalb – neben Rückgriffen auf die Konfliktsoziologie von Coser und Dahrendorf (Pöhler 1970 und 1976, rückblickend Martens 2007, S. 118-130) die Marxrenaissance innerhalb der Arbeits- und Industriesoziologie möglich wurde. Aus den sozialen Konflikten zu Beginn der 1970er Jahre heraus entwickelten sich schließlich neue Forschungsprogramme, von denen die Arbeits- und Industriesoziologie in erheblichem Maße profitierte, die sie aber vor die Herausforderung zunehmend interdisziplinärer Forschung stellte. Es kam aber ein Drittes hinzu: Maßgebliche Protagonisten des Fachs verstanden es vor diesem Hintergrund, so etwas wie „strategische Wissensallianzen“ (Martens 2007, S.106-111) mit Akteuren der außerwissenschaftlichen Praxis aufzubauen. Unbeschadet der lange und heftig ausgetragenen Kontroversen um die Arbeits- und Industriesoziologie als anwendungsorientierte Forschung oder als Aufklärungswissenschaft war doch für alle an diesen Debatten beteiligten in den 1970er Jahren völlig klar, dass Sozialdemokratie und Gewerkschaften, die entsprechende staatliche Reformprogramme implementierten, die entscheidenden Adressaten ihrer Arbeit waren.

Diese Bündnispartner fehlen heute. Es gibt nur noch mit wenig Ressourcen ausgestattete staatliche Programme, der bunte Strauß von Transfereinrichtungen aus den 1970er und 1980er Jahren sieht heute arg gewelkt und gerupft aus, die Gewerkschaften selbst sind erheblich geschwächt - und zugleich hat die Arbeits- und Industriesoziologie – nimmt man Beiträge wie den von H. Minssen als Maßstab - in ihrer selbstreferentiellen Orientierung da auch nicht allzuviel zu bieten.²⁹ Darauf aber wird in der Zukunft wenig reflektiert. Die in der aktuellen Debatte vorherrschende Reflexion

²⁹ Um mein Argument zu untermauern möchte ich ein korrespondierendes Beispiel empirischer Forschung nennen: H. Minssen und C. Riese haben in diesem Jahr eine empirische Untersuchung über Betriebsräte im ÖPNV unter der Perspektive des um die Mitte der 1990er Jahre entwickelten Konzepts eines Co-Managements vorgelegt (Minssen/ Riese, 2006). Die Referenzen der Autoren beziehen sich fast ausschließlich auf den engeren industriesoziologischen Diskurs. Die kontroversen gewerkschaftlichen Debatten zum Thema – kann man wirklich von Co-Management sprechen, angesichts der gegenüber dem Management anderen Kernaufgaben von Betriebsräten und angesichts ihrer begrenzten Ressourcen - bleiben ebenso ausgeblendet wie diverse eher anwendungsnahe Untersuchungen zum Thema (z.B. Klatt 1995 – mit einer Einzelfallstudie im ÖPNV, oder Frerichs/Martens 1999a und b mit Analysen zu innovativen betriebspolitischen Beteiligungskonzepten der IG Metall) Etwa zeitgleich mit der Veröffentlichung von Minssen/Riese erschien eine weitere, wiederum anwendungsnahe, Untersuchung von J. Prott und C. Riesch (2006) zur Entwicklung beteiligungsorientierter Ansätze in ÖPNV-Betrieben, deren Ergebnisse darauf hindeuten, dass Beteiligungsansätze in Betrieben mit Interessenvertretungen, die vermutlich dem - von Minssen/Riese so gefaßten und ungebrochen als zukunftsfruchtig angesehenen - Typus des Co-Managers zuzurechnen sind, in der aktuellen Phase neuerlicher Restrukturierungen unter Bedingungen wachsenden oder drohenden Wettbewerbs nicht gerade mit großer Dynamik vorangetrieben werden. Dies könnte für die von B. Rehder vertretene These sprechen, dass „die Dekade des Co-Managements ihrem Ende entgegenseht“ (Rehder 2006, S.240). Der Fortgang eines selbstreferentiellen industriesoziologischen Diskurses zum Thema ist absehbar.

auf die (Un)zulänglichkeit gegenstandsbezogener Theoriebildung spart diese Dimension bemerkenswerter Weise völlig aus, wie überhaupt – auch für die früheren Nachkriegsentwicklungen - die systematische Reflexion auf die jeweilige gesellschaftspolitische Bedeutsamkeit des Fachs vergeblich gesucht werden muss. Und die Frage, ob und wie denn Bezüge zu solchen Bündnispartnern im Sinne von strategischen Wissensallianzen hergestellt werden könnten, wie sich dabei Vorstellungen von einer aufklärerischen Funktion von Wissenschaft (Plessner) zu aktionsforscherischen Ansätzen oder zu solchen einer systemischen Beratung verhalten, bedürfte gründlicherer theoretischer Reflexion. Davon läßt sich aber nicht allzuviel in den genannten Debatten finden.

Entsprechende Ausblendungen gelten im Übrigen auch für jene (Mit)diskutanten, die Probleme der Bedeutung von Soziologie im Kontext der Debatten um einen neuen „Mode 2“ sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion aufwerfen und zu beantworten suchen. Wird im Industriesoziologischen Diskurs, soweit eine Krise des Fachs darin thematisiert wird, einseitig auf theoretische Schwächen abgehoben, so wird in diesem zweiten, parallelen Diskurs umgekehrt verfahren und ironischerweise gleichwohl über die hier von mir betonten Veränderungen der gesellschaftspolitischen Bedeutung und Einbettung des Fachs, im Vergleich zu seinen Hochzeiten in der Vergangenheit, eigentlich kein Wort verloren. Ohne systematischen Bezug auf gesellschaftstheoretische Analysen der tiefgreifenden Umbrüche der industriellen Arbeitsgesellschaften, des Zusammenhangs von De- und Reinstitutionalisierungsprozessen im Zeichen eines oft unscharfen Begriffs von Globalisierung, geht es v.a. um die Frage, wie „robustes Wissen“ in Zeiten immer dynamischerer Veränderungen noch gewonnen werden kann. Sich so im Anschluss an Nowotny u.a. (1999) auf den sogenannten „Mode 2“ gesellschaftlicher Wissensproduktion bzw. die „Mode 2 Gesellschaft“ zu beziehen, bedeutet dann, mit den AutorInnen dieses Referenzpunktes der Debatte die weitere Geltung innerwissenschaftlicher Kriterien zur Unterscheidung guter von schlechter Wissenschaft sehr grundsätzlich in Frage zu stellen.³⁰ Folgerichtig verwenden Latniak/Wilkesmann (2004) auf die innerwissenschaftlich bedeutsamen Kriterien guten wissenschaftlichen Arbeitens auch wenig Aufmerksamkeit, wenn sie für anwendungsorientierte Forschung zusätzliche Kriterien einführen³¹ und bleibt bei J. Howaldt (2005) die Frage unbeantwortet, was denn nun unter den Bedingungen des „Mode 2“ das spezifische sozialwissenschaftlicher Wissensarbeit ausmacht und ihre besondere Qualität verbürgt, mittels derer Sozialwissenschaftler dann im Austausch mit Akteuren der Praxis neues stabiles Wissen produzieren könnten. Bemerkenswert ist allerdings auch, dass Autoren wie S. Kühl, die demgegenüber in Äquidistanz zu unterschiedlichen gesellschaftlichen Interessengruppen für eine mittels der Theorie der funktionalen Differenzierung grundagentheoretisch refundierte Arbeits- und Industriesoziologie werben, offensichtlich weniger die so ermöglichte bessere Begründ-

³⁰ Vgl. Nowotny u.a. 1999, S.127ff, kritisch dazu Martens 2007, S.39ff.

³¹ Als solche schlagen sie vor. (1) eine Verbindung von Wissen und Können, wobei Können auf praktische Kompetenzen in jeweiligen außerwissenschaftlichen Handlungsfeldern zielt, (2) Gegenstandsadäquanz und Reflexivität sowie (3) Anschlussfähigkeit an wissenschaftliche wie auch praktische Diskurse (a.a.O., S.79).

derung der Geltung oder, anspruchsvoller formuliert, Wahrheit wissenschaftlicher Aussagen im Blick haben als vielmehr die Reputation der WissenschaftlerInnen, die entsprechend verfahren³².

6. Doppelten Professionalität als Voraussetzung sozialwissenschaftlicher Beiträge zu einer „Neuen Politik der Arbeit“

Meine bisherige Argumentation zur Krise des Fachs führt, in einigen Punkten ähnlich wie J. Howaldts „kritische Anmerkungen zu einer unzeitgemäßen Unterscheidung“ von akademischer und anwendungsorientierter Forschung, zunächst einmal aus einigen im bisherigen Diskurs augenscheinlich wohlfeilen, aber nie wirklich kritisch hinterfragten, falschen Hierarchisierungen heraus. Von ihr aus ist anwendungsorientierte Forschung keineswegs von vorne herein eine „Forschung zweiter Klasse“ (Howaldt 2005, S.1). Vielmehr liegen Probleme des Bedeutungsverlusts eines Fachs – hier der dazu beispielhaft diskutierten Industriesoziologie -, oder auch der Soziologie insgesamt (Lepsius 2003) in ihrer universitären wie auch außeruniversitären Praxis gleichermaßen begründet. Was dabei der eigene Beitrag für die heute beklagte Krise des Fachs ist, ist allerdings nach der bisherigen Argumentation theoretisch immer noch nicht befriedigend geklärt. C. v. Ferbers Benennung spezifischer Schwächen der aus der Universität ausgewanderten empirischen Sozialforschung oder T. Pirkers wissenssoziologischer Verweis auf Gründe für eine zu hohe Selbstreferentialität und zu geringe Problemorientierung akademischer Forschung mögen Hinweise geben, laufen aber doch eigentlich nur auf die Feststellung hinaus, dass aus je spezifischen Gründen der Binnenorganisation von Forschung zu wenig für die Etablierung einer zeit- und problemnahen sozialwissenschaftlichen empirischen Arbeitsforschung getan werde. Weiterführend könnte hier m. E. ein Autor sein, der die entweder am industriesoziologischen Diskurs oder an dem über neue Formen der Wissensproduktion orientierten Leser vermutlich sehr überraschen dürfte, nämlich U. Oevermann mit seiner Skizze zu einer „revidierten Theorie professionalisierten Handelns“.

In diesen Überlegungen hat U. Oevermann (1995 und 1996)³³ überzeugend herausgearbeitet, dass professionelle „Arbeitsbündnisse“ (a.a.O. S.S.60) aus Sicht der Wis-

³² S. Kühls Argumentation ist hier von fast schon entwaffnender Offenheit: „Es ist für eine ausdifferenzierte Wissenschaft charakteristisch, dass man sich primär für das Urteil seiner Fachkollegen interessiert und nicht besonders dafür, ob der Personalmanager, Gewerkschaftsfunktionär oder gar (sic!) Arbeiter am Fließband die eigenen Forschungen besonders gut und einleuchtend und nützlich findet. Der Wissenschaftler schießt auf das Literaturverzeichnis des Aufsatzes seines Kollegen, um festzustellen, ob seine eigenen mehr oder weniger innovativen Gedanken auch entsprechend gewürdigt wurden. Natürlich kann man sein Renommee (sic!) auch aus der Prominenz in den Etagen der politischen Parteien, der Arbeitgeberverbände, der Gewerkschaften oder der Massenmedien ziehen, aber es fällt auf, dass in einer ausdifferenzierten Wissenschaft dieses Renommee nur schwer in wissenschaftliches Renommee rückübersetzbar ist und Prominenz außerhalb der Wissenschaft eher als Anzeichen wissenschaftlicher Fragwürdigkeit gewertet wird.“ (Kühl 2004, S.12)

³³ Ich zitiere im Folgenden nach dem Manuskript von 1995 und nicht nach der 1996 veröffentlichten Fassung.

senschaften immer einer doppelten Professionalisierung bedürfen nämlich (1) der Einübung in den handlungsentlasteten - und der regulativen Idee der Wahrheit verpflichteten – wissenschaftlichen Diskurs sowie (2) einer Professionalisierung, die sich auf das Verhältnis von Wissenschaft und Praxis auf der Ebene konkreter, personalisierter Beziehungen zu jeweiligen Klienten bezieht. Die Grundstruktur solcher Arbeitsbündnisse entwickelt er aus dem Modell der psychoanalytischen Theorie am Beispiel des Verhältnisses von Therapeuten und Klienten. Sie lassen sich analog für Prozesse dialogischer Beratung (zu diesem Begriff vgl. Peter 1997) formulieren. In der einschlägigen Literatur zu Problemen sozialwissenschaftlich fundierter systemischer Beratung finden sich entsprechende Analogien häufig, so z.B. bei A. T. Nicolai, der von „Anwendungsorientierung als ‚Therapie‘“ spricht (Nicolai 2003, S.127f).

Innerhalb dieses Modells sind zwei für U. Oevermann wichtige Unterscheidungen besonders hervorzuheben: Zum einen betont er, dass allgemeine wissenschaftliche Arbeit, die also nicht durch einen Klientenbezug geprägt ist und deshalb allgemeiner staatlicher Finanzierung bedarf, zwar immer der Lebenspraxis nachlaufende wissenschaftliche Arbeit, in komplexen modernen Gesellschaften aber gleichwohl ganz unverzichtbar sei. Die Herausbildung dieser allein der regulativen Idee der Wahrheit verpflichteten Praxis innerhalb des wissenschaftlichen Teilsystems mit seinem Popperschen Fabillibismus und seiner Praxisentlastetheit ermögliche es nämlich, eine enorm rationalisierende, Leid und Kosten sparende Simulation praktischer Mißerfolge zu bewerkstelligen (S. 41). Hier hätte unzweifelhaft auch eine von S. Kühl geforderte Arbeits- und Industriesoziologie als „im besten Sinne unpraktische Wissenschaft“ ihren Platz. Zum anderen insistiert er aber darauf, dass sich jede - am Modell der Therapie zu entwickelnde - Intervention in die Lebenspraxis, die wir als empirische Sozialforscher also etwa als fachliche und/oder systemische Beratung, Aktionsforschung etc. betreiben mögen (Martens 2001), außerhalb des Bereichs dieser wissenschaftlichen Praxis im Rahmen einer anderen, zweiten Professionalität vollziehen müsse. Dies wäre der Ort, an dem J. Howaldt von neuen Formen der Wissensproduktion spricht. U. Oevermann beharrt mit anderen Worten auf der „Unmöglichkeit einer Vermittlung von Theorie und Praxis innerhalb der Wissenschaft und Erkenntnislogik“ (Oevermann 1995, S.16) Sie kann vielmehr nur „als praktische Operation selbst“ erfolgen (ebd.), für die ihm zufolge eine zweite spezifisch andere Professionalität der konkreten Fallbehandlung erforderlich ist.³⁴

Aus der Perspektive dieses Oevermann'schen Vorschlags heraus, wäre also gegen S. Kühl einzuwenden, dass es hinsichtlich der gesellschaftlichen Funktion und Bedeutung einer wissenschaftlichen Disziplin im Blick auf die durch sie ermöglichten Erkenntnisgewinne nicht ausreicht, sie als im besten Sinne unpraktische Wissenschaft zu betrachten. Es bedarf zur Festigung ihrer gesellschaftlichen Relevanz, ge-

³⁴ Ein dritter Aspekt soll wenigstens noch kurz benannt werden: Während „für die lebenspraktische Perspektive die Krise den Grenzfall und die entlastende Routine (...) den Normalfall bilden (...)verhält sich das für U. Oevermann als einen „strukturalistischen und pragmatischen Analytiker der Lebenspraxis (...) umgekehrt (...) Für ihn ist nicht die Routine sondern die Krise der Normalfall, den es zu bewältigen gilt. (...) die Krise bedeutet zunächst nur die nach einer Schließung rufende Öffnung.“ (Oevermann 1995, S.11)

rade in den Sozialwissenschaften, auch noch der zweiten Professionalität im Blick auf die je konkrete Fallanalyse als Voraussetzung für dauerhafte stabile Arbeitsbündnisse.³⁵ - in denen es, ganz im Sinne dieser Argumentation, um die Produktion von Wissen, nämlich problemlösendem Handlungswissen, und nicht um die von Wissenschaftlichem Wissen geht. Gegen J. Howaldt wäre andererseits einzuwenden, dass er bei seiner Akzentuierung des Zusammenwirkens von Wissenschaft und Praxis in koevolutionären Kooperationsnetzwerken zwar zu Recht betont, dass Wissenschaftler wie Praktiker darin eine aktive Rolle spielen, dass er dabei aber das spezifische der Leistungen, die die SozialwissenschaftlerInnen als WissenschaftlerInnen auf Basis ihrer ersten Professionalität einbringen können – und müssen –, wenn sie stabile Arbeitsbündnisse herstellen können wollen, nicht mehr hinreichend im Blick hat. Deshalb stellt sich leicht der Eindruck ein, dass ihre Funktion auf die von ModeratorInnen reduziert wird. Auch wenn man die Beschleunigung der Produktion von neuem Wissen, die kürzeren Zyklen zwischen Grundlagenforschung und der Anwendung ihrer Ergebnisse oder den Umstand, dass deren Verwendung deshalb von Beginn an immer systematischer mitgedacht wird, im Blick hat: Wissenschaftliches Wissen bleibt deshalb immer noch spezifisch und ist durchaus nicht ganz und gar kontextabhängig. Die zugespitzte These eines neuen "Mode 2" der Wissensproduktion, auf die auch J. Howaldts Argumentation letztlich zuläuft, behält ihre Fragwürdigkeit, auch wenn man es als empirischer Sozialforscher angesichts einer immer kurzatmigeren Nachfrage nach praxisnahen im Sinne der Kriterien der Praxis nützlichen Ergebnissen mit dem guten alten Wissenschaftsverständnis, auf dem U. Oevermann mit Nachdruck beharrt, heute nicht immer leicht hat.

Es könnte an dieser Stelle Sinn machen, an einen Versuch w. Pöhlers aus den 1970er Jahren zu erinnern, der - unter Aufnahme der oben erwähnten Kritik insbesondere von W. Baldamus und C. v. Ferber an mangelnder eigenständiger theoretischer Fundierung und faktisch vorherrschender Orientierung an Effizienzproblemen - der Arbeits- und Industriesoziologie seinerzeit nahezulegen versucht hat, den sozialen Konflikt zu einem Hauptaspekt ihrer Analysen zu machen, um über die „Simulation sozialer Konflikte“, im Sinne eines damals von C. v. Ferber (1970) vorgeschlagenen Konzepts, die „Handelnden auf die Bedingungen zu verweisen, an die sie gebunden sind“ (Pöhler 1970). In Anknüpfung nicht einfach an die Marx'sche Theorie, die damals innerhalb des Fachs deutliche Konjunktur hatte, sondern ebenso an die noch jungen Konflikttheorien von L.A. Coser (1965 und 1967) oder R. Dahrendorf (insbes. 1961, S. 197-235, aber auch 1965 und 1967) und vor dem Hintergrund der klassischen Arbeiten von M. Weber (1956) und G. Simmel (1968) zielte dieser Vorschlag im Kern darauf, „problemorientierte empirische Sozialforschung unter der Voraussetzung der Erklärungsgrenzen von Großtheorien (vgl. Fn 26) als Instrument der Ausarbeitung vorläufigen, methodisch gesicherten Wissens so zu entfalten, dass ihre

³⁵ S. Kühl (2003, S.77ff) würde demgegenüber – von seiner hier diskutierten Position aus konsequent – argumentieren, dass „Soziologie als Sozialwissenschaft“ geringe Professionalisierungschancen habe und wir es in der Praxis mit einer „Entsoziologisierung der Soziologie“ zu tun hätten. Seine Schlussfolgerung lautet, „die Professionsbildung der Soziologie im engeren Sinne nicht weiter zu betreiben, weil sie letztlich zu einer Auflösung der Soziologie als Sozialwissenschaft führen würde“ (Kühl 2003, S.88). Die analytische Unterscheidung Oevermanns könnte aus dem damit beschriebenen Dilemma heraus führen.

Ergebnisse zur besseren Fundierung – und das heißt vor allem zur gesteigerten Selbstreflexivität – weiterer gesellschaftlicher Entwicklung genutzt werden können.“ (Martens 2007, S.126)³⁶ Die wissenschaftliche Analyse von, anknüpfend an M. Weber und G. Simmel unterstellten, engen Zusammenhängen von sozialem Konflikt und sozialer Innovation (vgl. auch Neuloh 1977 sowie Pöhler/Neuloh 1977) war dabei ganz ähnlich wie bei U. Oevermann auf die „enorm rationalisierende, Leid und Kosten sparende Simulation praktischer Mißerfolge“ orientiert. C. v. Ferber, an dem sich W. Pöhler seinerzeit mit dem Konzept der Simulation sozialer Konflikte orientierte, bezog sich ja auch ganz ähnlich wie U. Oevermann auf ein Weber'sches Wissenschaftsverständnis, das sich grundlegend von den aktuell diskutierten Konzepten einer neuen Form sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion in einem sogenannten „Mode 2“ unterscheidet. Zugleich war das Pöhler'sche Konzept seinerzeit aber auch darauf angelegt, im Rahmen der außerwissenschaftlichen Lebenspraxis so etwas wie die von U. Oevermann so bezeichneten „Arbeitsbündnisse“ zwischen der damaligen „kritischen Industriosozologie“ und ihren zentralen Adressaten auf Seiten von Gewerkschaften und Sozialdemokratie innovativ weiter voranzutreiben.³⁷ Und, anknüpfend an phänomenologische Forschungskonzepte, die damals innerhalb der Arbeits- und Industriosozologie zwar nur begrenzt entfaltet aber als relativ junge Tradition noch gut verfügbar waren, implizierte dieser Vorschlag dann in der Tat, die Arbeitssubjekte in ihrer Subjektivität wirklich ernst zu nehmen.³⁸

7. Schluss

Die aktuellen Debatten um eine Krise des der Arbeits- und Industriosozologie fokussieren einen ausgesprochen bedeutsamen Kern des Selbstverständnisses einer traditionsreichen Disziplin. Sie sind zugleich eingebettet in eine beachtenswert kritische Reflexion des Zustands des Fachs insgesamt. Sie sollten deshalb mit dem erforderlichen Ernst geführt werden und die verschiedenen Facetten dieser Debatte systematisch berücksichtigen. Eine Argumentation die sich von vorne herein auf den selbstreferentiellen Diskurs der Spezialdisziplin Arbeits- und Industriosozologie begrenzt, wie die, die H. Minssen vorgelegt hat, und sich dabei an die im Denken der Zeit - der zu destruierenden „Folklore“ also, wie M. R. Lepsius sagt – vorherrschende mikroökonomische Perspektive flexibel anschmiegt, wird dem Anliegen dieser Debatte nicht gerecht. Ähnlich kritisches läßt sich allerdings auch gegen eine Argumentationsrichtung einwenden, die einseitig auf die besonderen Probleme anwendungsorientierter Forschung abhebt (Latniak/Wilkesmann 2005) und diese dann möglicherweise über

³⁶ Zu einer systematischen rückblickende Bewertung des damaligen, in seiner Bearbeitung an der sfs in der Phase der Geschäftsführung W. Pöhlers letztlich unentfaltet gebliebenen, Konzepts vgl. ausführlich Martens 2007, S.112 bis 141.

³⁷ Ich habe in diesem Zusammenhang im Blick auf die aktuellen Herausforderungen empirischer Arbeitsforschung von „strategischen Wissensallianzen“ gesprochen (Martens 2007, S106-111- und S.175 bis 184).

³⁸ Vgl. dazu später, und mit einem ganz anderen Akzent als in der folgenden industriosozologischen Debatte um die „Subjektivierung von Arbeit“ auch Pöhler 1991

neue Praktiken bewältigen will, die einem angeblichen neuen Modus sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion entsprechen.

Im einen Fall finden wir geradezu eine Immunisierung gegenüber dem Anliegen von Autoren wie M. Schumann (2002), S. Kühl (2004) oder K. Jürgens (2005), die, mit durchaus unterschiedlichen Akzentsetzungen und Argumenten, einen gegenüber den 1970er Jahren schon entstandenen oder aber in der Zukunft verstärkt drohenden gesellschaftspolitischen Bedeutungsverlust der Arbeits- und Industriesoziologie konstatieren und dazu auffordern, dem durch eine neue und erweiterte theoretische Refundierung des Fachs zu begegnen. Diese Lösungsvorschläge mögen in ihrer Orientierung auf Theorieprobleme begrenzt sein und hinsichtlich der ins Auge zu fassenden Theorien gibt es sicherlich Kontroversen. Eine umfassendere Debatte, die weitere Perspektiven dieses Problems ausleuchten kann, mag als wichtig aber allein nicht ausreichend erachtet werden; aber eine Argumentation die mit sehr lockerer Hand wichtige, hier aufgeworfene, Fragen geradezu überspielt und am Ende schlicht in einer sozusagen selbstbescheidenen Selbstreferentialität einer Spezialdisziplin für „business as usual“ plädiert, dabei die Arbeitssoziologie noch im Titel führend aber doch stillschweigend verabschiedend, ist irritierend. Dies gilt um so mehr als sich im Gegenstandsbereich des Fachs tiefgreifende Umbrüche vollziehen, für die zunehmend die Hypothese eines wirklichen Epochenbruchs (Scholz u.a. 2006, 180-269) plausibel gemacht werden kann. Geht man dabei davon aus, dass auch die postindustrielle Arbeitsgesellschaft eine Arbeitsgesellschaft bleibt³⁹, dann wäre das Fach hier geradezu dazu herausgefordert, alte übergreifende gesellschaftstheoretische Fragen neu aufzugreifen. H. Minssens Argumentation, die darauf verzichtet und auf ein Plädoyer auf Ende der Debatte hinausläuft, bleibt in Bezug auf den wirklichen Kern der diskutierten Probleme belanglos. Der Weg zu dem Zuviel an „Beliebigkeit“ auf den selbstgepflasterten Pfaden der Spezialdisziplinen, von dem M. R. Lepsius spricht, wird hier eingeschlagen, unbeirrt von allen Irritationen, die ein unbefangener Blick auf unsere gegenwärtige soziale Wirklichkeit auslösen müsste, aber deren denkbarer Definitionsmacht entzieht man sich ja so.

Im anderen Fall wird als Lösung der aufgeworfenen Probleme angeboten, die in einem ganz anderen, eher systemtheoretisch geprägten, Diskurs entwickelten Überlegungen zu einem neuen Modus der sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion aufzugreifen. Die Argumentation ist im Unterschied zu der von H. Minssen ganz ausdrücklich auf den gesellschaftspolitischen Rückbezug sozialwissenschaftlicher empirischer Arbeitsforschung orientiert. In diesem Konzept von Wissensarbeit sind aber alle in Bezug auf den spezifischen Gegenstand eines Fachs aufgeworfenen theoretischen und methodologischen Fragen, über die gute, und deshalb besser tragfähige, wissenschaftliche Arbeit von anderer zu unterscheiden wäre, weithin ausgeblendet. In den als Referenz regelmäßig angeführten Arbeiten (Nowotny u.a. 1999) werden solche Fragen nach, wenn auch relativer so doch wissenschaftlich begründeter,

³⁹ So unter den an der Debatte beteiligten explizit M.Schumann oder auch K. Jürgens. Vgl. auch Peter/Wolf 2006 oder meine im Anschluss an eine Auseinandersetzung mit dem Konzept der Wissensgesellschaft entwickelte Argumentation in Martens 2006, S.14- 43 und S.44-68.

Wahrheitsfindung ja auch geradezu eskamotiert. Es geht nur noch um stabiles Wissen. Der sogenannte „Mode 2“ ist, konsequent zu Ende gedacht, schlicht das Ende von Wissenschaft (vgl. Martens 2007, S.34-48, insbesondere S.39-41).

Gegenüber diesen beiden Positionen habe ich in diesem Aufsatz eine dritte Argumentationslinie verfolgt. Sie nimmt die Frage nach dem gesellschaftspolitischen Funktions- und Bedeutungsverlust des Fachs auf und versucht sowohl die damit verbundenen gegenstandsbezogenen theoretischen und methodologischen Fragen als Fragen der Weiterentwicklung einer Disziplin als auch das Problem der Herstellung und Verstetigung gesellschaftspolitischer Rückbezüge zeit- und problemnaher, anwendungsorientierter Forschung vertiefend zu erörtern. Die dazu von mir vertretene Position plädiert zum einen dafür, die theoretischen Debatten in ihrem einzeldisziplinären Bezug sehr ernst zu nehmen, denn die Arbeits- und Industriosozologie hat es heute mit tiefgreifenden Veränderungen ihres Gegenstandsbereichs zu tun. Sie muss als mit Erwerbsarbeit befaßte Spezialdisziplin dem Neuen der Erwerbsarbeit theoretisch gerecht werden und sich zugleich der Herausforderung stellen, das Ganze der Arbeit in den Blick zu nehmen. Zudem muss sie sich einen neuen Blick auf die Erosionskrise der alten, institutionell verfaßten Arbeitsgesellschaft erschließen. Die Frage nach neuen Grenzkonflikten und nach einer theoretisch angemessenen Behandlung des sozialen Konflikts wird sich von neuem stellen. Die skeptischen Bemerkungen von M. R. Lepsius zur allgemeinen Lage der Soziologie verweisen auch für die Arbeits- und Industriosozologie auf vielfältige Probleme. Im Blick auf deren Bearbeitung habe ich das Argument stark zu machen versucht, dass sie zu einem im einzeldisziplinären Zugriff theoretisch refundierten und für praktische Gestaltung offenen gegenstandsadäquaten Bezug auf die ihr zugänglichen Bereiche sozialer Wirklichkeit nur gelangen wird, wenn sie systematisch zu Interdisziplinarität bereit ist. Weiterhin habe ich, unter Aufrechterhaltung eines eher traditionellen Wissenschaftsverständnisses – und damit in ausdrücklicher Absetzung von Vorstellungen eines neuen Typus von Wissensarbeit – ,dafür plädiert, dass die Arbeits- und Industriosozologie, sofern ihr an wieder größerer praktischer Bedeutsamkeit des Fachs gelegen ist, mehr Aufmerksamkeit darauf richtet, sich als eine Wissenschaft zu entwickeln, die über eine doppelte Professionalität verfügt (Oevermann 1996). Die selbstverständlich geforderte Professionalität als Fachwissenschaft - kumuliertes Fachwissen, Kenntnis theoretischer Modelle und methodischer Instrumente sowie systematische Arbeit an deren Weiterentwicklung bei stetigem Rückbezug auf die Theorieentwicklung in der allgemeinen Soziologie – ist das Eine. Zugleich geht es aber auch darum, die erforderliche Professionalität für die Herstellung von Arbeitsbündnissen in einer problem- und zeitnah auf Anwendungsnähe gerichteten gemeinsamen außerwissenschaftlichen Praxis von WissenschaftlerInnen und außerwissenschaftlichen Akteuren – etwa in Gestalt dialogischer Beratungsprozesse – zu erwerben und zu pflegen. Erst in Arbeitsbündnissen mit außerwissenschaftlichen Akteuren, kann gegen die Risiken zu großer Beliebigkeiten ein Prozess der zeit- und problemnahen Zuwendung zu den soziale Problemen der Zeit entstehen, in dem auch die außerwissenschaftliche Praxis ein Stück weit „Definitionsmacht auf die Gestalt der Soziologie“ (M. R. Lepsius) gewinnt.

Literatur

- Baecker, D. (2002): Die gesellschaftliche Form der Arbeit, in: Ders. (Hg.) Archäologie der Arbeit, Berlin, S. 203 – 245
- Baecker, D. (2003): Die Zukunft der Soziologie, in: Soziologie. Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Heft 1/2003, S. 66-70
- Bahrtdt, H. P. (1985): Das Gesellschaftsbild des Arbeiters. Ein Vortrag zur Entstehung der Studie, in Zeitschrift für Soziologie, Jg. 14, Heft 2, 1985, S. 152-155
- Baldamus, W. (1960): Der gerechte Lohn. Eine industriesoziologische Analyse, Berlin
- Biesecker, A. (2004): Arbeit und Ökologie. Thesen, In: Scholz, D.; Glawe, H.; Martens, H.; Paust-Lassen, P.; Peter, G.; Wolf, F.O. (Hg.): Arbeit in der neuen Zeit. Regulierung der Ökonomie, Gestaltung der Technik, Politik der Arbeit. Ein Tagungsband, S. 46-59
- Borsdorf, U. (1982): Hans Böckler. Arbeit und Leben eines Gewerkschafters von 1875 bis 1945, Köln
- Brandt, G. (1984a): Marx und die neuere deutsche Industriesoziologie, in: ders. (Hg.) Arbeit, Technik und gesellschaftliche Entwicklung, Frankfurt am Main
- Brandt, G. (1984b): Zwischen Charisma und Routine. Das Dilemma der Gewerkschaften, in: Soziologische Revue, Sonderheft 1, „Aspekte der Arbeitsgesellschaft“
- Coser, L.A. (1965): Theorie sozialer Konflikte, Neuwied/Berlin
- Coser, L. A. (1967): Sozialer Konflikt und Theorie sozialen Wandels, in Hartmann, H. (Hg.) Moderne amerikanische Soziologie, Stuttgart
- Crouch, C.; Pizzorno (1978): The Resurgence of Class Conflict in Western Europe since 1968, 2 Bände, London/Basingtake
- Dahrendorf, R. (1957): Soziale Klassen und Klassenkonflikt, Stuttgart
- Dahrendorf (1961): Gesellschaft und Freiheit, München
- Dahrendorf, R. (1965) Das Mitbestimmungsproblem in der deutschen Sozialforschung, (2. Auflage) München
- Dahrendorf, R. (1967): Pfade aus Utopia, Arbeiten zur Theorie und Methode der Soziologie, München
- Deeke, A. (1982): Industriesoziologie als Gestaltungswissenschaft, in: Fricke, W.; Peter, G.; Pöhler, W. (Hg.): Beteiligen, Mitgestalten, Mitbestimmen. Arbeitnehmer verändern ihre Arbeitsbedingungen, Köln, S. 142 ff
- Deutschmann, C. (2001): Die Gesellschaftskritik der Industriesoziologie – ein Anachronismus? In: Leviathan 1/2001, 58-69
- Deutschmann, C. (2003): Industriesoziologie als Wirklichkeitssoziologie, in: Berliner Journal für Soziologie, 4/2003, S.477-496
- Dörre, K. (2002): Kampf um Beteiligung. Arbeit, Partizipation und industrielle Beziehungen im flexiblen Kapitalismus, Wiesbaden
- Dunkel, W.; Sauer, D. (Hg.) (2006): Von der Allgegenwart der verschwindenden Arbeit. Neue Herausforderungen für die Arbeitsforschung, Berlin
- Faust, M. (2002): Der „Arbeitskraftunternehmer“ – eine Leitidee auf dem ungewissen Weg der Verwirklichung, in: Kuda, E.; Strauß, J. (Hg.): Arbeitnehmer als Unternehmer? Herausforderungen für Gewerkschaften und berufliche Bildung, Hamburg, S. 56-80
- Ferber, C. v. (1959): Arbeitsfreude. Wirklichkeit und Ideologie. Ein Beitrag zur Soziologie der Arbeit in der industriellen Arbeitsgesellschaft, Stuttgart
- Ferber, C. v. (1961): Die Institution der Arbeit in der industriellen Gesellschaft – Versuch einer theoretischen Grundlegung. Habil. Schrift, Göttingen (nur teilweise veröffentlicht)
- Ferber, C. v. (1970): Die Gewalt in der Politik, Stuttgart-Berlin-Köln-Mainz
- Ferber, C. v. (1994): Erkenntnisfortschritte in der Arbeits- und Stressforschung seit Beginn des HdA-Programms, in ARBEIT, 2/1994, S. 173 - 183
- Ferber, C. v. (1997): Sozialforschung – Ein zukunftsweisendes Modell für Interdisziplinarität und Praxisorientierung, in: ARBEIT, H. 2, 1997, S. 139-153
- Heinz, W. R.; Kotthoff, H.; Peter, G. (Hg.) (2001): Beratung ohne Forschung – Forschung ohne Beratung? Münster

- Howaldt, J. (2005): Die Soziologie in Zeiten der Wissensgesellschaft –kritische Anmerkungen zu einer unzeitgemäßen Unterscheidung, Manuskript (Dortmund)
- Institut für Sozialforschung (IfS) (1954): Betriebsklima, Frankfurt a. M. (Ms)
- Jürgens, K. (2005): Perspektivenerweiterung statt Kriseninszenierung. Ein Beitrag zum Diskurs über die Zukunft der Arbeits- und Industriosozologie, in: ARBEIT, 3/2005, 173-190
- Kambartel, F. (1994): Arbeit und Praxis, in: Honneth A. (Hg.): Pathologien des Sozialen. Die Aufgaben der Sozialphilosophie, Frankfurt am Main, S. 123-139
- Kern, H.; Schumann, M. (1984): Das Ende der Arbeitsteilung. Rationalisierung in der industriellen Produktion: Bestandsaufnahme, Trendbestimmung, München
- Kratzer, N.; Pfeiffer, S.; Knoblauch, B. (2006): Perspektive erweitert, Fokus verloren? Ein Beitrag zur Zukunftsfähigkeit der Arbeitsforschung oder: Fokussierte Erweiterung als Anforderung an eine zukunftsfähige Arbeitsforschung, in: Dunkel, W.; Sauer, D. (Hg.): Von der Allgegenwart der verschwindenden Arbeit, Berlin, S. 203-220
- Kühl, S. (2003): Wie verwendet man Wissen, das sich gegen die Verwendung sträubt? Eine professionssoziologische Neubetrachtung der Theorie-Praxis-Diskussion in der Soziologie, in: Franz, H.-W. u.a. (Hg.) a. a. O. S, 71- 91
- Kühl, S. (2004): Von der Krise, dem Elend und dem Ende der Arbeits- und Industriosozologie, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Jg. 33, Heft 2, 2004, S.7-16
- Lange, H.; Senghaas-Knobloch, E. (1997): Konstruktive Sozialwissenschaft. Herausforderung Arbeit, Technik, Organisation, Münster
- Langemeyer, I. (2006): Der Arbeitsmarkt als Selbstführungsdispositiv, in Faß, F.; Speck, S.; Weiß, V. (Hg.): Herrschaftsverhältnisse und Herrschaftsdiskurse, Münster (i. E.)
- Latniak, Erich/Wilkesmann, Uwe (2004), „Anwendungsorientierte Sozialforschung. Ansatzpunkte zu ihrer Abgrenzung von Organisationsberatung und akademischer Forschung“, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 33. Jg., Heft 4, S. 65 – 82.
- Lepsius, M. Rainer (2003), „Die Soziologie ist in einer Dauerkrise. Gespräch mit Georg Vobruba“, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 32.Jg. Heft 3, S.20-30.
- Lohr, K.; Röbenack, S.; Schmidt, E. (1995): Industrielle Beziehungen im Wandel, in: Schmidt, R.; Lutz, B. (Hg.): Chancen und Risiken der industriellen Restrukturierung in Ostdeutschland, Berlin,. S. 183-216
- Lohr, K. (2003): Subjektivierung von Arbeit. Ausgangspunkt einer Neuorientierung der Industrie- und Arbeitssoziologie? In: Berliner Journal für Soziologie, S.511-529
- Martens, H. (2001): Auf dem Weg zu einer neuen Aktionsforschungsdebatte? Forschung, Organisations- und Politikberatung aus Sicht sozialwissenschaftlicher Arbeitsforschung, in: Fricke, W. (Hg.) Jahrbuch Arbeit und Technik 2001/2002, Bonn, S. 340 - 370
- Martens, H. (2003): Neue Formen sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion in der „Wissensgesellschaft“ und der Nützlichkeits- und Wahrheitsbezug der Wissenschaften, in: Katenkamp, O.; Peter, G. (Hg.): Die Praxis des Wissensmanagements, S. 196 – 223
- Martens, H. (2006). Arbeitspolitische Initiativen in der IT-Branche. Ambivalenzen des dezentralen „Selbertuns“ und Herausforderungen und Chancen einer neuen Netzwerkpolitik für die Gewerkschaften, ARBEIT 4/2006, S.231 – 245
- Martens, H. (2007a): Industriosozologie im Aufbruch? Herausforderungen empirischer Arbeitsforschung im Epochenbruch, Münster
- Martens, H. (2007b): Primäre Arbeitspolitik und Gewerkschaften im Gesundheitswesen. Der Ärztestreik 2006 als Beispiel primärer Arbeitspolitik in Zeiten tiefgreifender gesellschaftlicher Umbrüche, Dortmund (Forschungsbericht), Veröffentlichung in Vorbereitung
- Maurer, A. (2004): Elend und Ende der Arbeits- und Industriosozologie? Einige Anmerkungen zu Erkenntnisprogrammen, Theorietraditionen und Bindestrich-Soziologien, in: Soziologie, Forum der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, 33. Jg.; Heft 4, 2004, S. 7-19

- Minssen, H. (2006). Crisis? What Crisis? Zur Situation der Arbeits- und Industriesoziologie, in: ARBEIT, 4/2006, S. 259-272
- Moldaschl, M. (2002): Foucaults Brille – Eine Möglichkeit, die Subjektivierung von Arbeit zu verstehen?, in: Voß, G.G.; Moldaschl, M. (Hg.): Subjektivierung von Arbeit, München und Mering, S. 135-176
- Moldaschl, M.; Voß, G.G. (Hg.): .): Subjektivierung von Arbeit, München und Mering
- Müller-Jentstch, W. (1997): Soziologie der industriellen Beziehungen, 2. überarbeitete und erweiterte Auflage, Frankfurt/New York
- Naschold, F. (1997): Focus Produktion – Industriesoziologie in Perspektive, in: SOFI-Mitteilungen 25, S. 13-23
- Negri, A.; Hardt, M. (1997): Die Arbeit des Dyonisos. Materialistische Staatskritik in der Postmoderne, Berlin-Amsterdam
- Negt, O.; Kluge, A. (1981): Geschichte und Eigensinn. Geschichtliche Organisation der Arbeitsvermögen. Deutschland als Produktionsöffentlichkeit. Gewalt des Zusammenhangs, Frankfurt am Main
- Neuloh, O. (1960): Der neue Betriebsstil – Untersuchungen über Wirklichkeit und Wirkungen der Mitbestimmung, Tübingen
- Neuloh, O. (1977): Zum Bezugsrahmen von sozialer Innovation und sozialem Konflikt, in: ders.(Hg.): Soziale Innovation und sozialer Konflikt, Göttingen, S. 9-30
- Nicolai, A. T. (2003): Das Wissenschafts-/Praxisproblem aus systemtheoretischer Perspektive. Fallanalyse des strategischen Managements, in Franz, H.W. u.a. (Hg.) a. a. O., S. 121-136
- Nippert, R. P.; Pöhler, W.; Slesina, W. (1991): Christian von Ferber - Praxiswirkungen aus akademischer Position, in: Dies. (Hg.): Soziologie als Anwendungswissenschaft. Festschrift für Christian von Ferber, München, S. V-VIII
- Nowotny, Helga/Scott, Peter/Gibbons, Michael (2001), Re-Thinking Science. Knowledge and the Public in an Age of Uncertainty, Cambridge.
- Oevermann, U. (1995): Skizze zu einer revidierten Theorie professionellen Handelns, Manuskript
- Oevermann, U. (1996): Skizze zu einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns, in: Combe, A.; Helsper, W. (Hg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns, Frankfurt am Main, S. 93-249
- Peter, G. (1987): Staatliche Arbeitspolitik und Mitbestimmung, in: Fricke, W. u. a. (Hg.) Jahrbuch Arbeit und Technik in Nordrhein-Westfalen 1987, Bonn
- Peter, G.; Wolf, F.O. (2006): Das Ganze der Arbeit und ihre Subjektivierung – Arbeitsthesen im Hinblick auf eine andere arbeitspolitische Forschung, in: Scholz, D. u.a. (Hg.): Turnaround. Strategien für eine neue Politik der Arbeit, Münster, S. 126-142
- Pickshaus, K.; Schmitthenner, H.; Urban, H-J. (2001): Arbeiten ohne Ende. Neue Arbeitsverhältnisse und gewerkschaftliche Arbeitspolitik, Hamburg
- Pickshaus, K (2006):Arbeitspolitik im Umbruch – „Gute Arbeit“ als neuer strategischer Ansatz, in: Scholz, D. u.a., (Hg.) a.a.O. S. 170-178
- Pirker, T. (1978): Von der Mitbestimmungs- zur Partizipationsforschung, In Bolte. K. M. (Hg.) Materialien zur Soziologischen Forschung. Verhandlungen des 18. Deutschen Soziologentages vom 28. September bis 1. Oktober 1976 in Bielefeld, Darmstadt und Neuwied, S. 20-40
- Pirker, T.; Braun, S.; Lutz, B.; Hammelrath, F. (1955): Arbeiter, Management, Mitbestimmung , Stuttgart-Düsseldorf
- Pöhler, W. (1970) Der soziale Konflikt als Hauptaspekt industriesoziologischer Forschung, Dortmund (Manuskript)
- Pöhler, W. (1976): Zur Theorie des sozialen Konflikts, Dortmund (unveröffentlichtes Manuskript)
- Pöhler, W. (1991): Arbeit und Subjekt, in: Nippert, R.P.; Pöhler, W.; Slesina, W. (Hg.): Kritik und Engagement. Soziologie als Anwendungsforschung. Festschrift für Christian v. Ferber, zum 65. Geburtstag
- Pöhler, W.; Neuloh, O. (1977): Zur Theorie des sozialen Konflikts, in: Neuloh, O. (Hg.) Soziale Innovation und sozialer Konflikt, Göttingen, S. 31-40

- Popitz, H.; Bahrdt, H. P.; Jüres, E. A.; Kesting, H. (1957): Das Gesellschaftsbild des Arbeiters, Tübingen
- Prott, J.; Resch, H. (2006): Die Bedeutung beteiligungsorientierter Formen der Arbeitsorganisation für die Verbesserung eines qualitativ orientierten Dienstleistungsangebots im ÖPNV, Bremen und Hamburg (Forschungsbericht)
- Rehder, B. (2006): Legitimitätsdefizite des Co-Managements. Betriebliche Bündnisse für Arbeit als Konfliktfeld zwischen Arbeitnehmern und betrieblicher Interessenvertretung, in: Zeitschrift für Soziologie, 3/2006, S. 227-242
- Reinfeld, S. (2006): Das Marktkonforme Subjekt, in: Scholz, D. u.a. (Hg.) Turnaround. Strategien für eine neue Politik der Arbeit, Münster, S. 143-152
- Scholz, D.; Glawe, H.; Martens, H.; Paust-Lassen, P.; Peter, G.; Reitzig, J.; Wolf, F.O. (2006): Turnaround. Strategien für eine neue Politik der Arbeit, Münster
- Schumann, M. (2002): Das Ende der kritischen Industriesoziologie? Leviathan, 4/2002, S. 235 – 244
- Senghaas-Knobloch, Eva (1997): Die analytische und die kommunikative Aufgabe der arbeitsbezogenen Sozialwissenschaft. In: Lange, Hellmuth; Senghaas-Knobloch, Eva (Hg.): Konstruktive Sozialwissenschaft. Herausforderung Arbeit, Technik, Organisation, Münster, (S. 81–112)
- Simmel, G. (1968): Der Streit, in: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung, Berlin
- Streck, W. (2001): Kontinuität und Wandel im deutschen System der industriellen Beziehungen, in: ARBEIT, 4/2001, S. 299-313
- Voß, G.G.; Ponkgratz, J. (1998): Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Grundform der Ware Arbeitskraft, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Heft 1/1998, S. 131-158
- Walter, F. (2006): Sprachlicher Barbarismus, in FR 05.09. 2006
- Wallerstein, I (1995): Die Sozialwissenschaften „kaputtdenken“. Die Grenzen der Paradigmen des 19. Jahrhunderts, Weinheim
- Wallerstein, I. u.a., 1996; Die Sozialwissenschaften öffnen. Ein Bericht der Gulbenkian Kommission zur Neustrukturierung der Sozialwissenschaften, Frankfurt/M
- Weber, M. (1956): Wirtschaft und Gesellschaft – Grundriß der verstehenden Soziologie, 2 Halbbände, Tübingen
- Willke, H. (1999): Die Wissensgesellschaft „Wissen ist der Schlüssel zur Gesellschaft“. In: Pongs, A. (Hg.): In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich, Band I, München, S. 259 - 279
- Wolf, F. O. (2002): Radikale Philosophie. Aufklärung und Befreiung in der neuen Zeit, Münster
- Wolf, F. O. (2003b): Was braucht marxistisches Denken heute, um als 'Theorie' existieren zu können? Ein Trilemma kritischen Denkens nach dem Ende der offiziellen Marxismen, Berlin (Manuskript)
- Wolf, F. O. (2003b): Die Arbeit und ihre Beobachter. Anmerkungen zu Dirk Baecker (Hg.): Archäologie der Arbeit, Berlin 2002, in ARBEIT 3/2003, S. 242 - 250
- Wolf, F.O. (2005): Arbeitsglück. Untersuchungen zur Politik der Arbeit, Münster
- Wolf, F. O. (2006): Der „Epochenbruch“ als historisches Periodisierungsproblem. Epochenmerkmale der jüngeren Vergangenheit, in: Scholz, D. u.a., a.a.O., S. 180-192